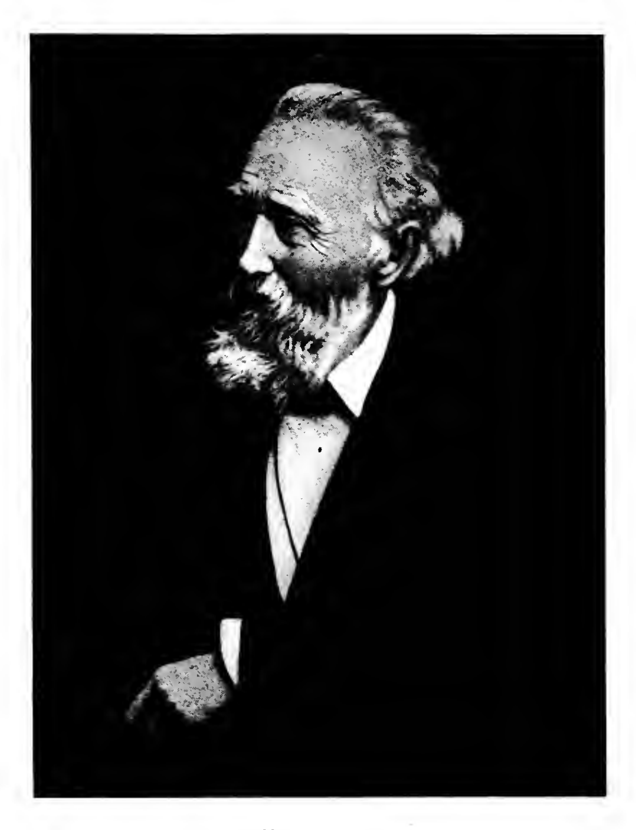

Briefwechsel
Theodor Storm
–
Eduard Mörike
Stuttgart
Verlag von Julius Hoffmann

Briefwechsel Storm-Mörike

1



Widmung:
„Frau Margarethe Mörike mit herzlichem Gruß.
Hademarschen, 1. Januar 1881
Theodor Storm"
(Original im Besitze des Herausgebers)

Briefwechsel

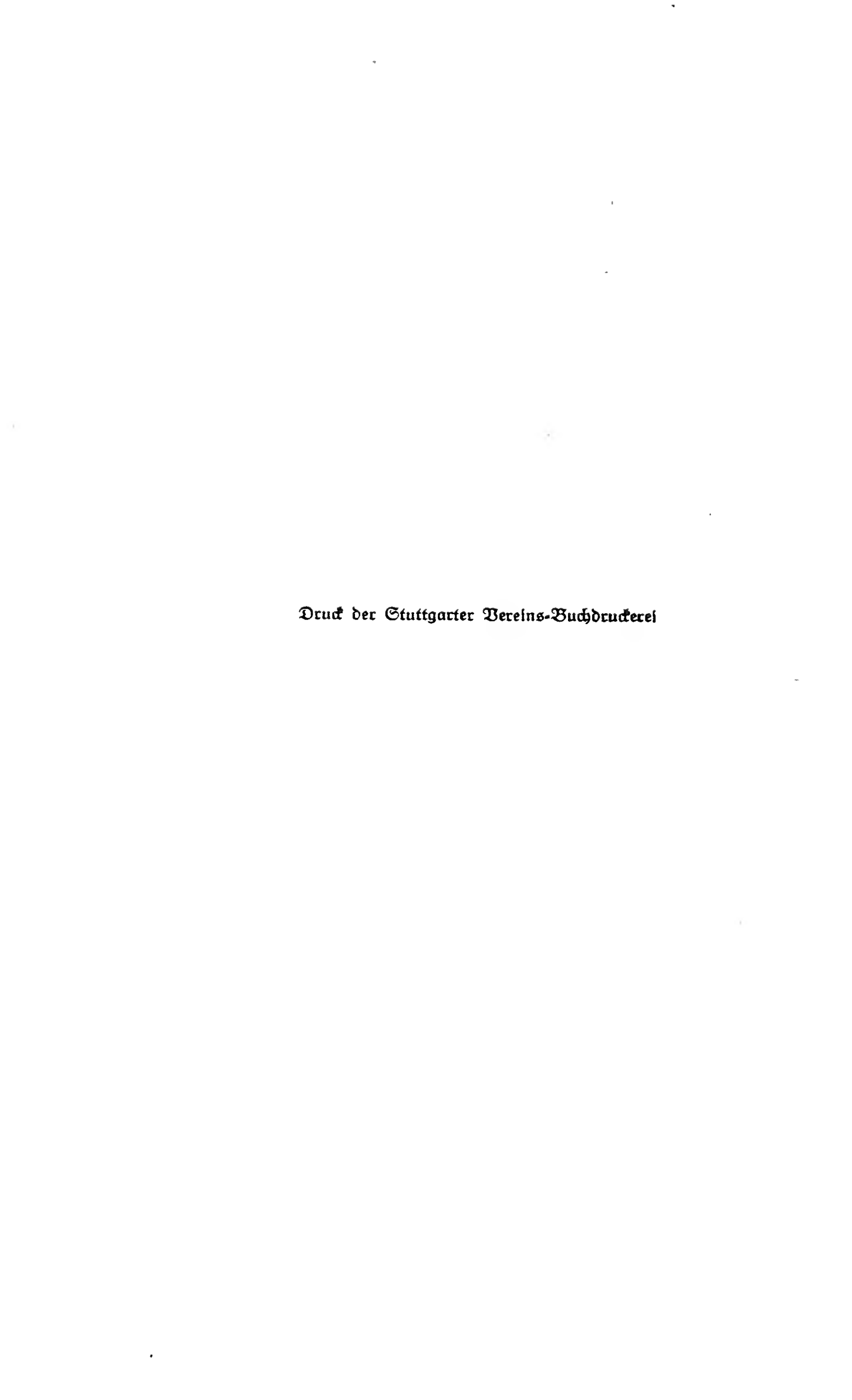
zwischen

Theodor Storm und Eduard Mörike

Mit 25 bisher unveröffentlichten Bildnissen
und 17 weiteren Beigaben

Herausgegeben
von
Hanns Wolfgang Rath

Stuttgart
Verlag von Julius Hoffmann



Druck der Stuttgarter Vereins-Buchdruckerei

Fanny Hildebrand-Mörike
in altfreundschaftlicher Treue
und
Gertrud Storm
der trefflichen Biographin ihres Vaters
in Verehrung
zu Dank!

Verzeichnis der Abbildungen

Auf der Kieler Hochschule strebt um die Wende der dreißiger Jahre des vergangenen Jahrhunderts eine kleine Schar literarisch begeisteter Jünglinge im Drang nach der Erkenntnis des Höchstvollendeten das Edelste an Vorbildern aus fernen und gegenwärtigen Tagen zu erfassen. Eine Entdeckerfreude leuchtet aus des Einen Augen, da ihn der Zufall ein unscheinbares, unlängst erschienenes Buch aufschlagen heißt, um darin ein Gedicht von perlenhaftem Leuchtglanz zu finden:

Wie heißt König Ringangs Töchterlein?
  Rohtraut, Schön-Rohtraut.
Was tut sie denn den ganzen Tag,
Da sie wohl nicht spinnen und nähen mag?
  Tut fischen und jagen.
O daß ich doch ihr Jäger wär!
Fischen und Jagen freute mich sehr.
  Schweig stille, mein Herze!

Und über eine kleine Weil,
  Rohtraut, Schön-Rohtraut,
So dient der Knab auf Ringangs Schloß
In Jägertracht und hat ein Roß,
  Mit Rohtraut zu jagen.
O daß ich doch ein Königssohn wär!
Rohtraut, Schön-Rohtraut lieb ich so sehr.
  Schweig stille, mein Herze!

Einsmals sie ruhten am Eichenbaum,
Da lacht Schön-Rohtraut:
„Was siehst mich an so wunniglich?
Wenn du das Herz hast, küsse mich!"
Ach! erschrak der Knabe!
Doch denket er: „Mir ist's vergunnt,"
Und küsset Schön-Rohtraut auf den Mund.
Schweig stille, mein Herze!

Darauf sie ritten schweigend heim,
Rohtraut, Schön-Rohtraut;
Es jauchzt der Knab in seinem Sinn:
„Und würdst du heute Kaiserin,
Mich sollt's nicht kränken!
Ihr tausend Blätter im Walde wißt,
Ich hab Schön-Rohtrauts Mund geküßt!
Schweig stille, mein Herze!"

Und dieser Eine mit dem sonoren Namen Theodor Mommsen erschließt seinem Bruder Tycho, und beide vereint einem geliebten Dritten, Theodor Storm aus Husum, den Schrein voll kristallklarer Schönheit. Und das hehre Glockentonmeer bringt ihre Seelen zum Mitschwingen, und es läßt sie die ersten eignen lyrischen Klänge in ihre Brust empfangen, die sie im Überschwang jugendlicher Freundesgemeinschaft in einem „Liederbuch dreier Freunde" (Kiel 1843) zusammentragen. Kommen sie auch bald zur Erkenntnis des Unwerts ihrer frühen Ernte und sie begraben dies gemeinsame Kind zur Vergessenheit: eines der „Lieder", eins aus der Seele dessen, der späterhin aller poetischen Eigenschöpfung enträt, erlangt dauernde Bedeutung, ein Sonett Theodor Mommsens, des großen Historikers:

„Vorüber fluten stolz des Elbstroms Wellen,
Die Schiffe tragend mit dem goldnen Horte —
Der Reichtum wohnt hier wohl am weiten Porte,
Allein der Friede weilet bei den Quellen.

So will der Strom der Dichtung auch sich schwellen,
Und weiter strebt er von der stillen Pforte,
Wo Blumen wuchsen am verborgnen Orte
Und wo am Waldsaum gaukelten Libellen.

Ach! wir sind oft anmutig, oft erhaben,
Allein Gervinus stellt uns zu der Prose,
Und Recht behält er, sind wir erst begraben.

Da fand ich in dem eignen Bett von Moose,
Erblühend im geheimsten Tal von Schwaben,
Des reichen Liedersommers letzte Rose.“

Für den Werdegang des Einen dieser Drei gewinnt die Entdeckung des schwäbischen Dichters ungeahnte Bedeutung, für Theodor Storm.

Er macht kein Hehl daraus, und noch an seinem Lebensende bestätigt er es mit eigenen Worten, daß neben Heines „Buch der Lieder“ und Goethes „Faust“, die er als frühe Vorbilder auf der Lübecker Schule gefunden, späterhin Eichendorff und Mörike bestimmend auf seine Kunst gewirkt: „ich wurde ihr Schüler, niemals ihr Nachahmer; davor bewahrte mich meine selbständige Natur.“

Emil Kuh, der Biograph Hebbels, dem er davon berichtet, erwidert ihm das Bekenntnis mit einem hübschen Gleichnis: „Was Sie von dem Einfluß Mörikes im Vorbeigehen bemerken, erinnert mich an die Erzählung von einem Storch, dem ein

sinniger Beobachter in Polen ein silbernes Halsband umhing, darein ein sarmatischer Gruß gegraben war; als nach Jahresfrist der Storch wieder in den Norden kam, da gewahrte jener Pole um den Hals des Vogels ein goldnes Band, mit einem frommen persischen Gruß."

Es bedarf für Storm freilich nicht allzuviel, in die künstlerische Anschauung hineinzuwachsen, die Mörike in unvergleichlichem Maße und ungekünstelt eignet, denn in vielem ist er diesem gleich begnadet: die Augen Mörikes sind auch die seinen; in seiner Brust schlägt ihm ein Herz, gleich begeistert für alles Anmutige, Liebliche und Sonnige in der Natur seines Vaterlandes wie im Leben der bescheidenen „kleinen Leute" seiner engeren, meerumflossenen Heimat. So schwingt in beiden Poeten die tiefe Innigkeit ihres lyrischen Empfindens — und als Lyriker begründet sich am tiefsten beider Ruhm.

Jahre des Schauens und Schaffens, erwartungsvoll und erfüllt von triebkräftiger Ungeduld, vergehn, bis der Schüler seinem Meister mit einer ausgereiften Frucht nahen kann. Entzückt und still vor jenem verborgen genießt er den reichen Schatz, zu dem er immer wiederkehrt und den er — wie auch wir und die nach uns — niemals ausschöpft: Mörikes reichen Liedersommer.

Dann entdeckt ein heißblütiger Jüngling den unbekannten Husumer Beamten für die deutsche Nationalliteratur. Der Verleger Alexander Duncker

in Berlin gibt dem 20jährigen Paul Heyse die Handschrift der „Sommergeschichten und Lieder“ zur Prüfung, und dieser drängt begeistert den Verleger zum Druck.

Jetzt naht sich der 33jährige Poet seinem um 13 Jahre älteren Lehrmeister vertrauensvoll und dankerfüllt. Man liest aus dem Briefe, trotz der ihm innewohnenden Bescheidenheit: es ist die Stunde heißersehnten Glücks, vor dem zu erscheinen, den er wie keinen sonst seit mehr als einem Jahrzehnt mit seiner innigsten, verehrenden Liebe betreut.

Die öffentliche Kritik will dem jungen Poeten überaus wohl; seinem Gefühl nach feiert sie ihn über Verdienst. Storm lehnt es ab, schon neben dem verehrten Vorbilde stehen zu sollen, wie Theodor Fontane begeistert am 17. Juni 1853 in der „Preußischen Zeitung“ meint. Seinem Freunde Friedrich Eggers tut er brieflich am 3. Juli 1853 zu wissen und kennzeichnet die überragende Kunst Mörikes in einem ebenso kurzen wie trefflichen Gedanken: „Fontane erweist mir zu viel Ehre, wenn er mich so nah an Mörike stellt; denn Mörike ist in einer Beziehung selbst von den größten Poeten, Goethe nicht ausgenommen, ganz unerreicht; keiner hat so wie er neben der Tiefe des Gedankens auch die T i e f e d e s A u s d r u c k s und einen so wunderbar notwendigen Zusammenhang zwischen beiden; übrigens ist bei Mörike nicht außer acht zu lassen, was bis jetzt von der Kritik noch stets geschehen, daß er zu-

erst der Idylle (Situation) einen wirklich poetischen Gehalt gegeben."

Zwei und ein halbes Jahr muß Storm sich gedulden, bis er von dem schwäbischen Meister einer Antwort gewürdigt wird. Eine Zeit herber Enttäuschung, die ihm aber durch den kaum mehr erwarteten Brief Mörikes zum schönsten Glück gedeiht. Und damit beginnt Storm den Älteren in schier erdrückender Fülle über sich und sein Schaffen und sein geistiges Verhältnis zu ihm zu unterrichten. In wenigen, aber vielgegliederten Briefen blättert er vor den Augen des staunenden Schwaben sein Lebensbuch durch, bis tief in die Vergangenheit zurück und benimmt dem Scheuen, Zurückhaltenden Atem und Sinn zur Erwiderung: bei dieser auf ihn einstürmenden gesprächigen Offenherzigkeit weiß der einfache, wenig gewandte, doch herzensfeine Mörike den rechten Ansatz nicht zu finden. Umstände lassen immer wieder den rechten Zeitpunkt verstreichen, und zu inhaltloser Antwort vermag er sein Herz nicht zu zwingen.

Um so reiner ist die Freude, sich Auge in Auge zu schauen. Und dieser Augenblick im wahren und doppelten Sinn des Worts bedeutet für Storm eines seiner größten Lebensgüter; „wie leuchteten seine blauen Augen und wie hell klang seine Stimme, wenn er von diesen einzigen Tagen erzählte", weiß Gertrud, seine Tochter und liebevolle Biographin, aus ihrer eigenen Erinnerung zu berichten!

Nun Storm selbst in das „wirklich halbverborgene Leben“ Mörikes hineinblickt, nimmt er seine Schweigsamkeit gelassen hin, die ein Jahrzehnt lang währt und die nur einmal noch aufgegeben wird, um menschlichem Mitgefühl in knappem Wort Ausdruck zu leihen.

So ist's ein Eigenes um das Band zwischen Storm und Mörike: zwei „Seelen, die ein Klang umspinnt“ und die rein menschlich doch nicht recht ineinander verwachsen. Lebenskräftiger ist gewißlich Storm, der Bauernenkel; zarter Mörike: dieser verklärt im Abglanz innerer Genüge — „laß, o Welt, o laß mich sein“ — und in klassischem Lichte wandelnd, künstlerisch mit reinerer Empfängnis aus eingeborener Kraft der Poesie gesegnet, weltfremd und zeitenfern, jener rastlos ringend, suchend und schaffend aus der Romantik vergangener Tage in den Strudel des lauten Seins der Gegenwart; beide „stille Goldschmiede und silberne Filigranarbeiter“, wie Meister Gottfried den Jüngern einmal genannt.

Wie das Bild des inneren Webens, so das äußere Gesicht des Lebens: Storm von früh auf viel verschlagen und ähnlich Meister Schwind temperamentvoll, doch ohne dessen gleichmäßig sonnige und heitere Weltgewandtheit; Mörike von Kindheit auf eigenbrötlerisch, verträumt, versonnen und um noch so schönen Preis sein heimisches Behagen nicht aufgebend. Gleich Gottfried Keller, dem nur sein Zürich und im engen Bezirk seine tägliche Gewohnheit lieb,

lockt ihn nicht die lieblichste Aussicht über das Weichbild seiner traulichen schwäbischen Heimat hinaus, rührt ihn nicht das gepriesene, gastbereite ferne Dichterheim am Nordseestrand....

Dreizehn Jahre nach Mörike ging der um dreizehn Jahre jüngere Storm zu Grabe, fast auf den Tag gleich alt, wie jener; und zwei Jahre später verschied im gleichen Alter der dritte der großen Sterne, die das Erbe der Klassiker würdig wie wenige verwaltet, Gottfried Keller. Die deutsche Literatur ist seit ihrem Heimgang verwaist, denn unter den Legionen Künstlern des Worts ist diesen ebenbürtig noch keiner erstanden, kein „Shakespeare der Novelle", wie der Schweizer, keiner „von Goethes und der Griechen Hauch umflossen", wie der Schwabe, keiner, „dem es aus tausend Quellen, die unterirdisch laufen, zurinnt", wie dem Schleswiger.

Dem von mir vor einigen Monaten herausgegebenen Mörike-Schwind-Briefwechsel, den ich durch den glücklichen Fund von 31 Briefen beider Männer wieder vollständig zusammenfügen konnte, lasse ich hier den Briefwechsel zwischen Storm und Mörike in neuer Gestalt folgen. Auch dieser war, wie jener, von Jakob Bächtold vor fast dreißig Jahren zum ersten Male, im Jahre 1891, an die Öffentlichkeit gegeben worden. Bei ihm war das Glück dem ehemaligen Herausgeber wesentlich günstiger gewesen als bei dem Briefwechsel Mörikes mit Schwind.

Die zwischen Storm und Mörike gewechselten Schreiben waren noch alle vorhanden, und sie konnten lückenlos mitgeteilt werden. Diese Ausgabe ist indes seit Jahrzehnten vergriffen und im Antiquariat äußerst selten und noch seltener als der Schwind-Briefwechsel zu bekommen. Es erschien deshalb schon längst geboten, eine Neuausgabe zu veranstalten, und vor allem eine solche, die dem Verständnis des heutigen Lesers die Lektüre mehr erleichtern soll als die alte Ausgabe. Der Krieg hat die Vollendung der Neuausgabe verzögert, wenn auch die Vorarbeiten in ihren Anfängen schon in das Jahr 1914 fallen, nachdem der Schwind-Briefwechsel einen Tag vor dem unglückseligen 1. August in den Korrekturbogen erledigt war.

Es galt vor allem, nach den Ergebnissen der literarischen Forschung die biographischen Verbindungen herzustellen, die für das Wesen der beiden Briefschreiber und zum Allgemeinverständnis erforderlich sind. Auch mancherlei Irrtümer Bächtolds bedurften der Berichtigung.

Schließlich mußten auch, da mir inzwischen bekannt wurde, daß Storm nach Mörikes Tode mit dessen Witwe in einen bis zu seinem eigenen Tode währenden Briefwechsel eingetreten war, die Zeugnisse dieser Verbindung berücksichtigt werden.

So ist denn diese Neuausgabe derart über den Rahmen der schmalen, ehemaligen Ausgabe hinausgewachsen, daß sie Anspruch erheben kann, neue Bei-

träge zu den Lebensbeschreibungen beider Dichter zu bedeuten.

Bei Abschluß dieser Einführung muß ich erwähnen, daß ich aus meiner umfangreichen Mörike-Sammlung die meisten der Bildbeigaben als auch den an Margarete Mörike gerichteten Brief vom 30. Juli 1883 beisteuern konnte.

Es verbleibt mir indessen die angenehme Pflicht, Herrn Geh. Hofrat Prof. Dr. Otto Güntter, dem Vorsitzenden des Schwäbischen Schillervereins, für die Bereitwilligkeit zu danken, mit der er mir aus den reichen Schätzen des Marbacher Schillermuseums die erstmalige Verwertung der andern Briefe Storms an Mörikes Witwe zugestand.

Zu danken habe ich auch Mörikes und Storms Töchtern für die wiederholte leihweise Auslieferung einiger bildlicher Vorlagen und Briefe, und schließlich muß ich auch dankbar meiner Frau hier gedenken, die meinen Arbeiten hilfreich mit Rat und Tat zur Seite steht.

Frankfurt a. M., Frühjahr 1919

Hanns Wolfgang Rath

1. Storm an Mörike

Husum, im Herzogtum Schleswig,
den 20. November 1850

Eine Botschaft alter Liebe soll dies Büchlein an Sie, verehrter Mann, bestellen; verschmähen Sie den Boten nicht, ich bin ein Dilettant und habe keinen bessern.

Vor etwa zehn Jahren, während meiner letzten Studentenzeit in Kiel, kamen Ihre Bücher in unsre Hände — „Gedichte“ [1838], „Iris“ [1839], „Maler Nolten“ [1832] — und erwarben sich rasch eine kleine aber ausgesuchte Gemeinde, wenn anders das rasche instinktartige Verständnis bei der leisesten Berührung des Dichters eben das ist, was dieser zumeist bei seinen Lesern zu wünschen hat. Wie viele Anregung und Befriedigung und reine Freude wir Ihnen verdanken, wie „der sichere Mann“ [Dichtung Mörikes vom Jahre 1838, voll echter, dem schwäbischen Poeten eigener launiger Erfindungsgabe, siehe Mörikes „Gedichte“ — unter „das Märchen vom sichern Mann“] und „die Sommerweste“ [Gedicht „An meinen Vetter“] sich sprichwörtlich bei uns einbürgerten, wie Larkens [eine der Haupt-

personen in Mörikes Roman „Maler Nolten"] uns vor Allen anzog, während kein Mädchenherz der Agnes [„Nolten"] widerstehen konnte und wie ich dennoch bei soliden Leuten zu Schaden kam, als ich den „Nolten" ihrem Lesezirkel empfahl — für eine Aufzählung alles dessen darf ich Ihre Geduld nicht in Anspruch nehmen. Unsre kleine Gemeinde hat sich seitdem zerstreut, aber bei Allen, mit denen ich in einiger Verbindung geblieben bin, hat sich die unveränderteste Anhänglichkeit an die tiefe „herbstkräftige" [Anklang an Mörikes Gedicht „Septembermorgen"] Natur Ihrer Muse bewährt, nur daß jeder in seinem Kreise ihr neue Freunde geworben hat. Ich kann es mir nicht versagen, das Wort eines unserer heitersten Genossen herzusetzen:

„Die echten Lieder halten aus in Sommern und in Wintern,
Sie haben aber Kopf und Fuß, dazu auch einen H — —."

Ihre „Idylle vom Bodensee" [1846] konnte ich vor drei Jahren meiner jungen Frau auf den Weihnachtstisch legen. Am Abend darauf saßen wir allein beisammen, und ich fing an zu lesen:

„Dicht am Gestade des Sees, im Kleefeld" — und als nun endlich der alte Merten die Klarinette ansetzt, bis ihm das Lachen den Blast abstieß, da kam auch über uns beide das herzerfrischendste Lachen — und ich habe Ihnen nun neben meinem eignen auch den Dank dieser Frau zu bestellen, die in jeder Beziehung würdig ist, den Trank aus Ihren goldnen Schalen zu kosten.

Endlich, nach vielen vergeblichen Anfragen bei meinem Buchhändler — aber ich wunderte mich eben nicht mehr seit meiner Erfahrung mit dem „Nolten“ — endlich kam die neue Auflage der Gedichte [zweite, vermehrte Auflage 1848]; die weißen Blätter, die ich hinter meinem Exemplar hatte einbinden lassen, erhielten nun endlich ihr Recht. Bei der Fülle des Guten und Schönen, die hier hinzugekommen ist, darf ich wohl kaum davon sagen, daß mir hie und da in den alten liebgewonnenen Stücken, namentlich in dem „sichern Mann“ und „Peregrina“, die Correktur weh getan hat.

„Ach nur einmal noch im Leben“ [Gedicht dieses Titels] ist mir ganz ans Herz gewachsen, ich kann mich nicht satt daran lesen; und der „Sehrmann“ [das köstliche satirische Gedicht „An Longus“]! Ehre sei dem Erfinder für diesen terminus und dem Dichter für die Auslegung. Wie oft haben auch wir zu unserm eignen Schaden die goldne Rücksichtslosigkeit gegen dies verruchte Geschlecht in den unnützen Kampf geführt! — Was dem, der seit Jahren dem Tritt Ihrer Muse mit Liebe nachgegangen ist, bei den neueren Sachen ein besonderes Interesse gewähren muß, ist, daß sie ihn hier mehr als in den früheren in der Umgebung und dem Kreise Ihres Lebens heimisch macht.

So mag Ihnen mein Gelüsten nun verzeihlich sein, in diesen mir so lieben Kreis auch einmal selbst hineinzutreten. Es ist Winter; vielleicht haben Ihre

Frauen eines Abends wieder Mohn auszuklopfen [Anspielung auf das humoristische, auf des Dichters kindliche Späße bezügliche Gedicht Mörikes „Ländliche Kurzweil“] — wir kennen das hier leider nicht — vielleicht ist neben Ihrer Schwester auch die Namensschwester meiner Frau [Constanze Hartlaub] wieder auf Besuch gegenwärtig; Sie nehmen dann statt der „Hallischen Jahrbücher“ [eine literarisch-philologische Zeitschrift, in der 1839 Friedr. Theodor Vischers feinsinnige Gedanken über den „Maler Nolten“ erschienen, vgl. Vischers „Kritische Gänge“ 1844, Bd. 2, Seite 216—242] die bescheidenen „Sommergeschichten“ zur Hand und geben hin und wieder einen Brocken zum Besten. Sollten Sie aber, was nicht so gar unmöglich wäre, hie und da eines Rettichs bedürfen [siehe Mörikes Gedicht „Restauration“], so will ich hoffen, daß auch in Ihrer neuen Heimat dies wackere Geschlecht nicht ausgestorben ist.

Möge grüner sommerlicher Friede Sie lange noch umgeben!

Theodor Storm.

Zu der Zeit, da Storm den vorstehenden Brief unter Beischluß seines kurz zuvor bei Alexander Duncker in Berlin erschienenen Erstlingsbuches „Sommergeschichten und Lieder“ an Mörike sandte, befand sich dieser nicht in Mergentheim, wo er seit November 1844 als pensionierter Pfarrer seinen Wohnsitz hatte. Anfangs Oktober 1850 war er mit

Clärchen, seiner ihn betreuenden Schwester, und der gemeinsamen Freundin und Hausgenossin, der streng-katholischen Margarete von Speeth, zu Besuch auf dem von seinem jüngern Bruder Louis [1811 bis 1886] verwalteten Pürkelgut bei Regensburg erschienen, um erst am Jahresende nach Mergentheim zurückzukehren. Recht behaglich war es für den Dichter auf dem Landgute nicht, und zu allem Unbehagen — eine Meinungsverschiedenheit mit Wilhelm Hartlaub, seinem getreuesten Freunde, trübte in der Zeit auch der Geschwister Stimmung — nahm Mörike der Gedanke an die endgültige Gestaltung seiner nächsten Zukunft voll in Anspruch. An eine beschauliche Vertiefung war daher nicht zu denken. Nach einem kurzen Aufenthalt in Mergentheim finden wir die Geschwister im April 1851 am Bodensee, mit der Absicht, bei Konstanz ein Mädchenpensionat zu gründen, das sie in Gemeinschaft mit der Freundin zu leiten gedachten. Ergebnislos indes verstrich der zweimonatliche Aufenthalt: der Plan zerschlug sich. Die Ausführung des Gedankens war den Beteiligten vorzüglich aus dem Grunde dringlich erschienen, weil ihnen weiterhin ein gemeinsames Wohnen unter einem Dache, bei der Freundschaft, die sie verband, für den engen Gesichtskreis der Kleinstadt bezüglich ihres Rufs nachteilig erschien. So kehrte der Dichter mit der Schwester denn auch jeder Versuchung den Rücken und wandte sich gradenwegs nach Stuttgart, um dort nach einer neuen

Tätigkeit sich umzusehen. Eine bescheidne Wohnung ward eingerichtet und man wartete auf eine Entscheidung, die aus verschiedenen, vorteilhaft dünkenden Anknüpfungen sich ergeben sollte. Mit einer Bibliothekarstelle beim Könige ward es nichts; dagegen wurde Mörike schließlich — mehr ehrenhalber — eine anfangs bescheiden besoldete Lehrstelle für Literatur am Katharinenstift übertragen und damit seine Lebsucht soweit aufgebessert, daß er es wagen konnte, um die Hand der Freundin bei deren Mutter anzuhalten (9. August 1851). Der Verlobung folgte der Umzug in eine neue Wohnung und am 25. November 1851 die Heirat. Zuvor hatten sich vielerlei Umstände aus der Verschiedenheit der Konfession ergeben, auch allerlei Besuche den Dichter nicht zu Atem kommen lassen.

Das neue Jahr brachte sogleich auch neue Unruhe: ein nochmaliger Umzug ward notwendig, doch in der Hospitalstraße 36 ging es wenig angenehm und ruhig für die stille, verträumte Art des Poeten zu, insbesondere da sich bei ihm die Muse noch einmal zu einem letzten, längeren Besuche angemeldet hatte. Davon erzählt uns Mörike in der ihm eignen anmutigen, anschaulichen Weise in einem Briefe an die in Mergentheim zu Besuch weilende Schwester Clara vom 26. Juni 1853. Mitten aus der Arbeit an seiner Mozartnovelle schreibt er ihr, daß er sich der größeren Ungestörtheit wegen in ihr Stübchen herübergemacht, auf ihrer Matratze liege und auf

der Patentschiefertafel an der „Landstraße" — wie er seine Novelle kurz nannte — schreibe, indes die Läden zur Hälfte geschlossen seien, der Sturmwind die hohen Bäume hin und her treibe, die Buben sich im Hofe fingen und über ihm lange „gebethhovelt" [so!] werde, so daß er von seinen alten Ohrenstöpseln Gebrauch mache [solche fertigte er sich selbst an, indem er Pomade, mit Watte vermengt, knetete, und zu kleinen Kugeln rollte, bis sie fest wurden und die Ohren gegen alle Geräusche verschlossen], und dann allerdings fast so still wie auf dem untersten Meeresgrunde liege.

Druck und Korrekturen seines „Hutzelmännleins", Kränklichkeit und was sonst an häuslichen Dingen ihm unversehens über den Kopf wuchs, hielten ihn unverhältnismäßig lange zurück, bis er sich, nach zwei und einem halben Jahre, zur Antwort an Storm ermutigt fand.

---

2. Mörike an Storm

Stuttgart, 26. Mai 1853

Verehrtester Herr!

Es ist vor Jahren eine Sendung mit einem Bändchen Dichtungen und einer Zuschrift aus Husum an mich nach Mergentheim gekommen. Muß Ihnen das lange Stillschweigen hierauf nicht doppelt unbegreiflich sein, wenn ich versichere, daß wir, ich und die Meinigen, in Ihrem Büchlein alsbald einen sinn-

und seelverwandten Freund erkannten, ehrten und hegten? daß ich in Ihrem herzlichen Schreiben noch immer eins der liebsten Zeugnisse zu Gunsten meines Wenigen dankbar bewahre?

Es fehlte aber meinem Vorsatz nach der ersten Freude wahrlich nichts, als daß er etwas allzugut gewesen war; ich wollte Ihnen gern recht Viel und Specielles sagen, besonders auch etwas zur Gegengabe senden; doch allerlei widrige Dinge, zumal Krankheit, verhinderten die Ausführung so mancher angelegten kleinen Arbeit, verschoben und vereitelten die ganze treue Absicht, indem die übergroß gewordene Schuld den Schreibemut zuletzt gar untergrub. Nun hab ich zwar gegenwärtig durchaus nichts in der Hand, was mir den letzteren sehr stärken könnte, indes ist doch mit dem Erscheinen beifolgenden Schriftchens [„das Stuttgarter Hutzelmännlein", das gerade, im Mai 1853 erschienen war] eine erwünschte äußere Veranlassung gegeben, an Ihrer Türe anzuklopfen. Nehmen Sie diese Kleinigkeit womöglich mit der alten Güte auf.

Das augenblickliche ganz entschiedene Wohlgefallen an den „Sommergeschichten" hat sich bei uns bis auf die jetzige Stunde erhalten. Ich fühlte eine reine, echt dichterische Luft darin verbreitet. Die Innigkeit und Liebe, womit Sie nicht verschmähen, die einfachsten Verhältnisse und Situationen in feiner edler Zeichnung darzustellen, Ihre Neigung zum Stilleben tut gegenüber dem verwürzten Wesen

der Modeliteratur außerordentlich wohl. Der alte Gartensaal, der Marthe Stube [„Marthe und ihre Uhr“] und so fort sind mir wie alt vertraute Orte, nach denen man sich manche Stunde sehnen kann. Überall ist Charakter und ungeschminkte Schönheit. Nur hie und da — in der Erzählung „Immensee“ — mag man vielleicht etwas mehr individuelle Bestimmtheit wünschen. Höchst angenehm frappiert hat mich die große Ähnlichkeit Ihres Nordens mit unsrer süddeutschen Gefühls- und Anschauungsweise.

Von den Gedichten möchte ich vornehmlich auszeichnen Seite 31 [„Von Katzen“], 36 [„Käuzlein“], 41 [„Waldweg“], 100 [„Du willst es nicht in Worten sagen“], 102 [„Die Zeit ist hin“], 109 [„Einer Toten“ Nr. 2, „Das aber kann ich nicht ertragen“], — die vorletzte Zeile will mir etwas zu kostbar lauten —, 119 [„Lehrsatz“], 124 [„O süßes Nichtstun“], 126 [„Schließe mir die Augen beide“]. Das „von den Katzen“ wußte ich bald auswendig und habe Manchen schon damit ergötzt. Von wem ist das? frug ich unlängst einen Freund. Nu, sagte er lächelnd, als wenn es sich von selbst verstünde — von dir!

Die Zuversichtlichkeit des schmeichelhaften Urteils hat mich natürlich nicht wenig gaudiert.

Jetzt, lieber teurer Mann, leben Sie wohl auf eine Weile, — auf eine kürzere, verspreche ich, wenn Sie erlauben! Wir alle, nämlich Gretchen, seit anderthalb Jahren glücklicherweise meine liebe Frau, und Clara, meine Schwester, grüßen herzlich Sie und jene

Constanze, von der wir uns ein ungefähres Bild aus allen Lieblichkeiten Ihres Büchleins machten.

Unserer Vorstellung von Ihnen würde eine Andeutung Ihrer äußerlichen Existenz sehr angenehm zu Hilfe kommen. Das Eine will Sie zum Arzt, das Andere zum Prediger machen.

Mit inniger Zuneigung

Ihr Dr. Ed. Mörike.

---

3. Storm an Mörike

Husum, den 12. Juli 1853

Freilich hat Frau Constanze, bis Ihre Antwort eintraf, zu einem ersten Buben noch zwei andre in die Wirtschaft gebracht; wie wenig Ihnen indessen das lange Schweigen angerechnet worden, könnten Sie, wenn Sie zu uns einträten, schon daraus erkennen, daß seit dem 5. Mai 1851 Ihr Steindruckporträt von Weiß — Sie sagen uns gelegentlich, ob es ähnlich ist — auf Constanzes Schreibtisch seinen ungestörten Platz behauptet hat.

Nun aber muß ich Sie und die Ihrigen, ehe ich weiter schreibe, über meine eigne Person erst etwas ins Klare setzen; denn Sie gehen leider nach zweien Seiten fehl, wenn Sie mich den friedlichen Beschäftigungen eines Arztes oder Predigers zuteilen. Ich bin, oder war vielmehr bisher Advocat. — Aber was hindert mich, Ihnen sofort eine kleine vita zu

geben, um mich in Ihrem lieben Kreise so heimisch wie möglich zu machen? — Also ab ovo!

Am 14. September 1817 bin ich als der älteste mehrerer Geschwister hier in Husum geboren, wo mein Vater als ein besonders geachteter Rechtsanwalt unseres Landes noch gegenwärtig, samt meiner Mutter, in voller Tätigkeit lebt. Nachdem ich die hiesige Gelehrtenschule, das Lübecker Gymnasium und als Student die Kieler und Berliner Universität besucht hatte, domicilierte ich mich im Frühjahr 1843 in meiner Vaterstadt als Advocat. Am 15. September 1846 ward ich zur guten Stunde copuliert mit meiner Mutterschwestertochter Constanze, einer Tochter des Bürgermeisters Esmarch in Segeberg, Enkelin des verstorbenen Zollverwalters Esmarch in Rendsburg, der in seiner Jugend zu den stummen Personen des Hainbunds gehörte, und in Fr. Voigts Roman „Hölty" zur Ergötzlichkeit seiner Kindeskinder die Rolle des unglücklichen Liebhabers übernehmen muß. [Friedrich Voigts, aus Hannover, geb. 1792, gest. 1862 als Obersteuerrevisor, Höltyforscher, gab im Herbst 1857 eine nach seinen Forschungen erweiterte Ausgabe der Gedichte Höltys heraus, die 12 Jahre später durch die Forschungen und die Ausgabe Karl Halms und nunmehr durch die im Vorjahre abgeschlossene „kritische und chronologische" Ausgabe Wilhelm Michaels überholt ist. Als begeisterter Höltyschwärmer (Hölty stammte aus dem unweit gelegenen Mariensee und starb in Han-

nover) verfaßte er einen biographischen Roman „Hölty“, der 1844 erschien.]

Bei dem Bruche zwischen Dänemark und den Herzogtümern habe ich natürlich zu meiner Heimat gehalten, namentlich aber nach Beendigung des Krieges es für meine besondere Pflicht geachtet, meine Mitbürger, so weit ich dazu Gelegenheit hatte, gegen die Willkür der neu eingesetzten Königl. Dänischen Behörden mit voller Rücksichtslosigkeit zu vertreten. — So hat es denn kommen müssen, daß mir, trotz meines im Ganzen sehr von allem Öffentlichen zurückgezogenen Lebens, wie fast allen jüngeren und tüchtigeren Collegen, die Bestallung cassiert worden ist, da es der jetzigen Regierung besonders daran gelegen ist, alle Elemente, namentlich der unabhängigen, deutschen Bildung möglichst zu vernichten. In dieser Veranlassung, und weil ich mich nicht, wie es leider jetzt von Vielen geschieht, zu Schritten herlassen kann, die meiner Überzeugung und den Pflichten gegen meine deutsche Heimat widersprechen, bin ich jetzt eben im Begriff nach Preußen überzusiedeln, das mir nach etwa halbjähriger Probezeit, die indes wohl etwas länger ausfallen wird, eine Anstellung als Justizbeamter und dadurch ein, wenn auch knappes Auskommen in Aussicht gestellt hat. Constanze mit den drei Knaben, deren jüngster erst zu Anfang des vorigen Monats geboren ist, wird vorläufig hier bei meinen, oder in Segeberg bei ihren Eltern zurückbleiben. — Die nächste Zukunft

sieht daher etwas grau aus, zumal ich mit dem Gefühl von hier gehe, den Fremden oder Schlechten meinen Platz zu räumen; doch ist, da es nun einmal nicht anders sein kann, die Heiterkeit unseres Hauses bisher noch keinen Tag lang dadurch gestört worden.

Ihr herzliches Schreiben, lieber verehrter Mann, hat uns denn nun noch zusammen angetroffen, und ich möchte wohl, daß Sie es so recht wüßten, welch große Freude Sie uns, und namentlich auch meiner Frau, die eben aus ihren Wochen erstanden war, dadurch bereitet haben. — Ihr „Hutzelmännlein" aber ist an einem Nachmittag und einem Abend vor einem kleinen ausgesuchten Kreise verlesen worden; die Liebeserklärung im Rauchfang hat bei mir den Preis gewonnen; der wackere Stiefelknecht, die Scene auf dem Seil, erregten die unverhaltenste Lustigkeit, letztere insbesondere das Entzücken der Frauen; Seite 79 hieß es plötzlich: „Ob Mörike wohl Schmierstiefel trägt!" — „Das wäre schrecklich!" [bei der Stelle, da der Hutzelmann dem Meister Bläse sein Fett-Glanz-Stiefelwichs-Recept verrät]. — — Es ist eben auch in diesem Büchlein neben der Tiefe des Gedankens die nur Ihnen solcherweise eigene Tiefe des Ausdrucks wieder da. Was ich aussetzen möchte, ist dies: Es ist doch Ihre Absicht gewesen, das über den Hutzelmann — denn ich nehme an, daß es eine Figur des Volksglaubens ist — in der Überlieferung Vorhandene zu einer

Erzählung zu vereinigen? Nun scheint mir, wie es uns in Arnims Dichtungen wohl begegnet, durch das Bestreben, das an Sage und Sitte Überlieferte zu konservieren, die Einheit der Fabel, und hie und da im Einzelnen z. B. Seite 90 ff. in der Erzählung Seppes, die freie poetische Darstellung in etwas behemmt zu sein. Übrigens mag immerhin beim Märchen die Freude am Einzelnen, auch will ich nicht vergessen, daß „die Märchen sind halt Nürnbergerwaar“ [Reminiscenz an Mörike Gedicht „An einen kritischen Freund“], die Hauptsache sein, die uns denn auch durch Ihr ganzes Büchlein so begleitet hat, daß wir den „Schatz“ [ein 1835 erschienenes Märchen Mörikes] sogleich noch einmal hinterher gelesen haben.

Meine kleinen Situationsstücke anlangend, so sind sie einmal, ich glaube in Kühnes „Europa“ [eine Zeitschrift des „jungen Deutschlands“] „Aquarelle“ genannt, und ich habe diese Bezeichnung, welche ihre gewiß richtige Bemerkung über „Immensee“ ohne Weiteres in sich faßt, als besonders zutreffend empfunden. — Die vorletzte Zeile von Seite 109 mag allerdings etwas zu kostbar lauten. Die beiden Gedichte wurden unmittelbar nach dem Tode meiner ältesten Schwester geschrieben, die nach manchem Kummer ihres Mädchenstandes, im ersten Wochenbette samt ihrem Töchterlein starb. Ich erinnere mich jetzt wohl, daß ich jene Zeile derzeit nur als eine vorläufige hinschrieb; sie ist indessen stehen

geblieben. Gelegentlich will ich versuchen, sie zu ändern, oder wissen Sie, verehrter Mann, mir einen Rat? Wenn Ihnen „die Katzen" zugeschrieben werden und Sie dies nicht ganz ohne Behagen erfahren, so wollen Sie nicht vergessen, daß Eduard Mörike ganz besonders zu den Dichtern gehört, die auf die Ausbildung meines kleinen Talentes von Einfluß gewesen sind.

Und so, lieber Meister, lege ich denn jetzt die kleine Sammlung meiner Gedichte, die seitdem erschienen ist, vertrauensvoll in Ihre Hände, nicht ganz ohne die Überzeugung, daß unter dem neu Hinzugekommenen Eins oder das Andere sei, was die mir von Ihnen und den Ihrigen gewordene Teilnahme zu befestigen vermöchte. Hätte ich das Ihnen bestimmte Exemplar in der Hand, so würde ich Seite 46 bei Nr. 1 [„Die Kinder": „Auf meinem Schoße sitzet nun"] den Namen „Hans", bei Nr. 2 [„Mein Häwelmann, mein Bursche klein"] den Namen „Ernst" setzen, und überdies das „Lachen" in der letzten Zeile in „wachen" corrigieren. Im Übrigen möchte ich nur noch bemerken, daß ich vielleicht, oder vielmehr jedenfalls, bei der Auswahl der älteren Gedichte (zweites Buch) aus Pietät gegen meine eigne Jugend mich zu einer zu großen Nachsicht habe verleiten lassen; sowie daß im ersten Buch Seite 86 [„Da tauchen an des Berges Seite"] vom Verleger gegen meine ausdrückliche Ordre aufgenommen ist. Seite 155 [„In hoc signo vinces": „Noch war die

Jugend mein, die schöne, ganze"] wurde zur stillen Abwehr gegen die Brutalität und Gemeinheit, wie sie nach Verhältnissen, welche wir hier gehabt, wohl überall zu Tage kommen, und aus vollstem Herzen geschrieben; die Überschrift ist wohl verkehrt, weil sie leicht irre leitet; ich habe nur das Zeichen des Todes gemeint, nicht das constantinische christliche †. An den Umschlagsbildern (von Bürkner in Dresden), sowie dem Formate, woran ich wahrlich unschuldig bin, wollen Sie keinen Anstoß nehmen. Ich hoffe, wenn es überall vergönnt sein sollte, zum zweiten Male in etwas männlicherer Tracht zu erscheinen.

Diesen gedruckten Sachen kann ich nicht unterlassen einige ungedruckte Verse beizulegen, die als ein unmittelbarer Ausdruck des verletzten Heimatgefühls im Herbste 1850 entstanden, als hier auf dem Kirchhofe die Kränze und Fahnen von den Gräbern unsrer Schleswig-Holsteiner Soldaten entfernt wurden [beiliegt das Gedicht „September 1850", „Und schauen auch von Turm und Tore"].

Und nun — dürfen auch wir, soweit Sie es uns vergönnen mögen, etwas Näheres von Ihnen erfahren? Wir wissen außer dem, was Ihre Schriften uns erzählen, nur, daß Sie am 8. September 1804 zu Ludwigsburg geboren und 1834 Pfarrer zu Cleversulzbach geworden sind, dieses Amt aber späterhin niedergelegt haben, was mir, da ich es erfuhr, als etwas erschien, das eben nicht anders hätte sein können. Wollen Sie uns, denen Sie so

lange lieb und wert sind, diese kärglichen Nachrichten etwas vervollständigen? Sollten Sie aber für die Erfüllung dieser Bitte keine Muße oder Stimmung haben, so möge Sie das vom Schreiben — vom baldigen, wie Sie versprochen, — nicht abhalten; und sollte eine neue Auflage Ihrer Gedichte nicht in allernächster Zeit bevorstehen, so machen Sie uns die Freude, einige frische Verse beizulegen! Als Quittung sollen Sie den Aushängebogen einer ganz hagelneuen Sommergeschichte „Ein grünes Blatt“ erhalten, die in einem neuen Berliner Jahrbuche („Argo“) abgedruckt wird. [Das erste Jahrbuch der „Argonauten“ erschien im Herbst 1853 bei dem Verlage der Gebrüder Katz in Dessau, der sich infolge zu geringen Absatzes zu einem zweiten Jahrgang nicht entschließen konnte. Erst 1856 erschien ein solcher, mit vielen Kunstbeilagen, bei Trewendt in Breslau, und ihm folgten bis 1859 noch drei weitere Jahrgänge.]

Leben Sie wohl nun für diesmal! Constanze und ich grüßen Sie herzlich, Sie und Ihre Frau, deren Spur wir noch nicht in Ihren Gedichten haben finden können; das mir besonders liebe Gedicht „Lebe wohl, du fühlest nicht“ [„Lebewohl“], möchte denn die erste sein, und Ihre Schwester Clara, die wir seit lange schon daraus als Ihre treue Begleiterin durch Wald und Wiese kennen! Wie immer

Theodor Storm.

NB. Briefe an mich bitte vorläufig unter meinem Namen: Adr. Hr. Adv. J. C. Storm (mein Vater) R. a. D. in Husum, aber womöglich nicht auf Buchhändlerwege; ich habe den ersten nur aus besonderer Rücksicht von Leipzig aus per Post erhalten; ein andermal könnten sie ganz liegen bleiben.

Eben, da ich diesen Brief schließen will, finde ich in einer alten „Urania“ von 1834 eine Skizze von Ihnen „Miß Jenny Harrower“, die ich noch nicht kenne. Da mir Alles von Ihnen lieb ist, so bitte ich Sie, mir in Ihrem nächsten mitzuteilen, ob Sie außer dieser Skizze, dem „Nolten“, der „Iris“, „Idylle vom Bodensee“ und den Gedichten, früher noch sonst etwas haben drucken lassen? Eine böse Täuschung erfuhr ich neulich durch „Des Vaters Geburtstag“ von C. M., den ich mir nach einem Auktionskatalog hatte kommen lassen, worin der Vorname fehlte.

[Die Skizze „Miß Jenny Harrower“, die in dem Jahrgang 1834 der „Urania“ — einem seit dem Jahre 1810 bei Brockhaus in Leipzig erscheinenden Taschenbuche — erschien, ist die früheste Fassung der psychologisch äußerst feinen Novelle „Lucie Gelmeroth“, die Mörike 1839 in der „Iris“ und in der endgiltigen Fassung, auch stilistisch aufs kritischste gefeilt, 1856 in dem kleinen Bändchen „Vier Erzählungen“ herausgab. Die literarisch wichtige früheste Fassung hat Carl Schüddekopf nach dem

Druck in der „Urania“, der heute ziemlich selten ist, im Jahre 1907 für die Mitglieder der „Gesellschaft der Bibliophilen“ neu herausgegeben. — „Des Vaters Geburtstag“, ein Lustspiel in fünf Akten, ist von Eduard Mörikes 7 Jahre älterem Bruder Karl Eberhard Mörike während eines längeren Aufenthaltes im Cleversulzbacher Pfarrhause verfaßt worden und erschien 1838 im Druck, keinem Geringeren, als Carl Seydelmann, dem berühmten Schauspieler, „achtungsvoll gewidmet“; es ist ein ungeschicktes Machwerk, das zu allem Überfluß durchsetzt ist mit literarischen Anleihen bei dem Bruder, die plumpe, wenn auch vielleicht wohlgemeinte Absichten verraten. Dieser Bruder Mörikes, ein kluger Kopf ohne Zweifel, verwirkte sein Leben durch törichte und unüberlegte Handlungen politischer Natur, die seine Existenz untergruben, und ihm die Abkehr seiner Familie eintrugen, ihm auch ein eignes häusliches Glück von Frühe auf versagten.]

---

4. Storm an Mörike

Potsdam, Brandenburger Straße Nr. 70,
den 1. März 1854

Ich komme diesmal betteln, verehrter Mann. Es gilt mit Hilfe von Dichtern und Malern für meine Frau, die mit den Kindern bei mir ist, zum Geburtstage, den 5. Mai, ein Album zu Stande zu bringen.

Dürfte ich darauf rechnen, zu diesem Zweck von Ihnen Ihr unergründlich schönes „Früh wenn die Hähne krähn“, von Ihnen geschrieben und unterschrieben, zu erhalten?

Mit Ihrem „Hutzelmännlein“ hat sich mir eine alte Lebenserfahrung aufs Neue wenigstens teilweise bestätigt, daß nämlich oft das innere Erlebnis viel später eintrifft als das äußere. Erst lange, nachdem wir es gelesen und nachdem ich meinen etwas übereilten Brief an Sie abgesandt, ist mir die Fülle von Anmut so recht lebendig geworden, welche Sie, namentlich auch im ersten Teile, überall in dies Büchlein „hineingeheimnist“ haben. So lese ich es denn jetzt zum zweiten Mal, um mich ganz darin heimisch zu machen.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich ein Versäumtes nachholen. Sollten Sie die plattdeutschen Gedichte meines Landsmannes, des Dithmarschers Klaus Groth „Quickborn“, Hamburg, Perthes, zufällig noch nicht kennen, so bitte ich Sie dringend, sich durch den fremden Dialekt, wenn man die niederdeutsche Sprache so nennen darf, nicht davon abhalten zu lassen. Jede Mühe wird gewiß belohnt. Wenn die Sachen nicht immer so rund sind, wie die Hebelschen, mit denen man sie unwillkürlich in Vergleichung bringt, so sind sie dafür desto tiefer und ohne alle lehrhafte Tendenz. Was gäb ich drum, wäre es mir vergönnt, sie Ihnen vorlesen zu können! Denn, wie wenig Andres, bedürfen diese

Gedichte des lauten Wortes, um zur rechten Geltung zu kommen.

Die anliegende „Argo“ bitten wir, Constanze und ich, Frau Gretchen wolle ihr freundlich einen Platz in ihrer Bibliothek vergönnen. Meine Sachen darin bedürfen freilich sehr der Nachsicht; dagegen werden Sie sich gewiß an Paul Heyses „Rabbiata“ und der Fontaneschen Bearbeitung der Percyballaden erfreuen. Von Ersterem, dem Verfasser des Aufsatzes „Ed. Mörike“ in Nr. 1 des Literaturblatts des deutschen Kunstblatts, habe ich Ihnen die wärmsten Grüße zu bestellen.



Paul Heyse
1857

Mit mir persönlich geht es nicht zum Besten. Seit Anfang Dezember v. J. als Assessor beim hiesigen Kreisgericht eingetreten, habe ich schon bald nach Neujahr wegen hartnäckiger Kränklichkeit Urlaub auf unbestimmte Zeit nehmen müssen. So steht denn mein heimatliches Meer und der Sonntagnachmittagssonnenschein meines elterlichen Hauses um so schmerzlicher in meiner Erinnerung.

Und nun! darf ich bis zum 5. Mai auf eine Antwort hoffen? Ich bitte Sie herzlich darum; und wollen Sie mir speziell eine Freude machen, so legen Sie außer dem vorhin Erbetenen noch ein oder

anderes Ungedruckte bei, da die dritte Auflage [der Gedichte Mörikes] noch immer nicht erschienen ist.

In alter Liebe und Verehrung

Ihr

Theodor Storm.

5. Mörike an Storm

April 1854

Verehrter teurer Freund!

Ein alter und ein neuer Dank käme wieder einmal zu meiner Beschämung bei mir zusammen! Es sind wohl bald acht Monate seit ich Ihr Büchlein mit der süßen Schläferin (eine Bürknersche Zeichnung zu „In Bulemanns Haus“ auf dem Umschlag der ersten Ausgabe meiner Gedichte, Berlin 1852, die ich M. geschickt hatte. — Anmerkung Storms) auf seinem Deckel so lieblich begrüßte. Ein ausführlicher Brief war beigelegt, der, in Verbindung mit dem Übrigen und längst Bekannten, mir die Person des Dichters auf einen solchen Grad verdeutlichte, daß mir, wenn der vollkommene Besitz von Angesicht zu Angesicht für jetzt einmal nicht möglich ist, nur etwa noch ein Schattenriß seines Profils zu wünschen übrig bleibt. Ich möchte gern, daß Sie wüßten, wie sehr wir Sie mit allen Ihren Angehörigen für alle Zeit kennen und lieben. Als ich in Ihrem jüngsten Schreiben an die Stelle kam, wo Sie von hartnäckiger Kränklichkeit reden, durchzuckte mich ein

Schmerz und weinerliches Zorngefühl, wie uns ergreift, wenn wir das Edelste durch eine rohe Hand bedroht oder beschädigt sehen. Dies darf Sie nicht erschrecken, Bester. Ich bin Hypochonder von Hause aus und kann im nächsten Augenblick gleich wieder über meine extremen Sorgen lachen, sie mögen nun mich oder Andere betreffen.

Mit Ihrem Husum aber ist auch uns etwas genommen. Mir insbesondere waren diese Gegenden durch Sie und die „Sommergeschichten" zu einer wahrhaften Erfahrung geworden; seitdem Sie weg sind, ist's, als wäre die gewohnte Scenerie auch in meinem Gesichtskreis ferner gerückt. Gern denke ich dabei, daß doch die Eltern noch die alte Heimat hüten.

Das „Grüne Blatt" fiel mir grad zur rechten Zeit in den Schoß. Es ist neben Ihren andern Beiträgen das Einzigste, was wir bis jetzt in der „Argo" gelesen. Denn stellen Sie sich vor, nur erst seit gestern haben wir dieselbe in den Händen! — [Der verspätete Empfang der Sendung ist dadurch erklärlich, daß die Autoren früher häufig ihre Sendungen, zumal wenn sie von Büchern begleitet waren, durch ihre Verleger auf Buchhändlerwege beförderten, d. h. daß der Verleger sie gelegentlich mit Weiterem an einen Buchhändler der Stadt, in der der Empfänger wohnte, zur Weitergabe übermittelte]. Jener Sommertag, brütend auf der einsamen Heide und über dem Wald, ist bis zur sinnlichen Mitempfindung des Lesers wiedergegeben; das vis-à-vis mit

der Schlange, der Alte bei den Bienen, seine Stube — unvergleichlich. Dagegen hat die Schilderung des Mädchens, sowie der Schluß des Ganzen, mir einige Zweifel erregt; in der Art aber, daß es sich nur um ein paar Striche zu viel und etliches zu wenig handeln würde. Darf ich es in der Kürze sagen, so ist einerseits der Schein des Manirierten nicht völlig vermieden (die Linie ist hier haarscharf allerdings) und andrerseits sollte die allzu skizzenhaft behandelte Regine ein größer Stück sprechen, am besten vielleicht indem sie ein kleines Abenteuer oder Märchen erzählte. (Anmerkung Storms: Mörikes Rat ist für die Buchausgabe im Wesentlichen befolgt worden.) Dadurch träte ihr reizendes Bild von selbst mehr heraus und Alles bekäme zugleich mehr Fülle. Es könnte hierzu der Moment in der Stube benutzt werden.

Wenn ich nicht anders Unrecht habe, so gehen Sie vielleicht nach Jahr und Tag nochmals an dies Gemälde, dem wenig abgeht, um vollkommen zu sein, was es soll.

(Nach mehrtägiger Unterbrechung fortgefahren.)

Das mir schon früher mitgeteilte Stück vom „Herbst 1850" und der „Abschied" hat mich tief bewegt und „Gode Nacht" [sämtlich in der „Argo" 1854] hört sich im Lesen sogleich wie gesungen. Es ist außerordentlich schön; ich werde es Hetsch [Louis Hetsch, 1806—1872, Musikdirektor in Mannheim; ein Kamerad Mörikes vom Tübinger Stift] und

Kauffmann (hier) — [Ernst Friedrich Kauffmann, 1803—1856, Lehrer der Mathematik in Heilbronn und Stuttgart und Liederkomponist, ein Landsmann Mörikes, und Freund aus dessen Tübinger Zeit] — mitteilen, ob nicht der eine oder andere zur Komposition gedrungen wird. Kein Dritter könnte es besser machen (wie Sie Sich überzeugen würden, wenn Sie Gretchens Lied „Meine Ruh ist hin“ von Hetsch — es erschien einzeln, ich glaube in Bonn — oder die Lieder schwäbischer Dichter zu hören bekämen, die unter Beider Namen in Stuttgart erschienen und Mehreres auch von mir enthalten. Doch eben fällt mir ein, Sie haben ja beim „Maler Nolten“ eine Probe!) [Zur ersten Ausgabe des „Maler Nolten“ gehörte eine musikalische Beilage in Heftform, die sechs vertonte Mörikesche Lieder enthält, deren vier von Hetsch und zwei von Mörikes älterem Bruder Karl stammen.]

Auch Ihre vier andern kleinen Stücke in der „Argo“ haben sehr unsern Beifall. Zu den grammatischen Anomalien, die man nicht anders wünscht, gehört die Zeile „mir ist wie Blume“ usw., bezeichnend für das Unbestimmte, Fremde des Gefühls. [Gedicht „Mai“ — später „April“ umgetauft.] Aus Ihrer Sammlung gab ich hie und da den Leuten etwas zu verkosten und habe unter vielen Anderen mit den Strophen, wo die Sonne jenes Tages aufs letzte Kissen der Geliebten fällt, das höchste Lob immer von Neuem erworben. Das

Büchlein ist mir leider nicht zur Hand, sonst zitierte ich mehr.

Den „Quickborn“ wollen wir uns bestens empfohlen sein lassen. Theodor Fontane kenne ich längst aus seinen trefflichen „Preußischen Liedern“; ein hiesiger Freund, Rektor Wolff [Karl Wolff, Rektor des Katharinenstifts in Stuttgart, an dem auch Mörike Lehrer der Literatur war, 1803—1869], den Gustav Schwab damit bekannt gemacht, recitierte sie mir aus dem Gedächtnis.

Den Verfasser des geistvollen Artikels im „Berliner Kunstblatt“ zu erfahren, war mir sehr interessant, und daß Paul Heyse es ist, von dem ein so günstiges Urteil über mich ausgeht, hat mich aufs angenehmste überrascht. Den feinen Praktiker (in Poesie) verriet die Arbeit freilich auf der Stelle. In Ansehung des „Maler Nolten“ hat er mich offenbar geschont. Verschiedene Partien im ersten Teil desselben sind mir selbst widerwärtig und fordern eine Umarbeitung. Was denken Sie deshalb für den Fall einer zweiten Auflage? Ich möchte Sie nicht gern zum zweitenmale als Corrector unzufrieden machen.

Wenn Sie Gelegenheit haben, bezeugen Sie Herrn Heyse doch meinen wärmsten Dank und große Hochachtung. Auf „L'Arrabiata“ freuen wir uns und haben die größte Erwartung davon. Frau Agnes Strauß, geb. Schebest, die Sängerin, getrennte Frau des Theologen [David Friedrich Strauß] entzückte,

hör ich, dieser Tage eine hiesige Gesellschaft durch Vorlesung derselben.

Aufrichtig bin ich Ihnen noch für Ihre in Lob und Tadel gleich getreulichen Bemerkungen über das Märchen verbunden. Wenn wir auf meinem Sofa nur einander gegenüber säßen, so sprächen wir wohl auch darüber con amore mehr. Jetzt aber nur so viel: Sie setzen voraus, es habe hier die schwierige Aufgabe gegolten, vorhandene Sagen künstlich zu verweben. Dem ist jedoch nicht so. Mit Ausnahme dessen, was in den Noten ausdrücklich angeführt wird, ist Alles frei erfunden, zum wenigsten hielt ich's bis jetzt dafür. Das Volk weiß insbesondere nichts von einer Wasserfrau, denn die in den Teich geworfenen Sühnopfer waren vielmehr ordentlich Gott dargebracht. Das Kinderverschen vom „Klötzlein" kursiert ganz für sich, ohne irgend einen Sinn oder sagenhafte Beziehung, in der Leute Mund. Übrigens hören Sie folgenden närrischen casum. Mir sagte Uhland neulich: in einer alten geschriebenen Chronik habe er etwas gefunden, was ihn notwendig auf die Vermutung habe führen müssen, ich hätte in Beziehung auf das unsichtbarmachende Mittel eine verschollene Blaubeurer Sage gekannt und für meinen Zweck modificiert. Zwei Grafen von Helfenstein, Brüder, standen einstmals (so sagt der Chronist) am Rande der Quelle; der Eine sah einen seltsamen Stein vor sich liegen, hob ihn vom Boden auf und verschwand vor den Augen des

Andern urplötzlich. Sie reden aber miteinander und der zweite Bruder nimmt den Stein sofort auch in die Hand, dieselbe Wirkung; sie kommen beide überein, das Zauberding in den Blautopf zu werfen.

Ich war nicht wenig über dies Zusammentreffen meines Scherzes mit dieser Erzählung erstaunt, da auch in den hintersten Kammern meines Gehirns nicht die leiseste Spur empfangener Überlieferung zu finden ist. Vernünftigerweise kann ich es mir freilich zuletzt nicht anders als auf solchem Weg erklären, oder wie?

Natürlich liegt in Absicht auf ein Produkt dieser Art nichts dran, wieviel oder wenig an dem Stoffe vorlag und ich habe es bis jetzt deshalb auch nicht der Mühe [so!] gehalten, gewisse irrige Annahmen meiner Kritiker bei meinen andern Sachen in dieser Hinsicht zu berichtigen. So setzen sie alle, auch Heyse, wie es scheint, voraus, die Bodensee-Idylle beruhe auf Geschichtchen; da doch die gedoppelte Fabel, sowohl von der Kapelle und der Glocke, als von Gertrud und ihrer Bestrafung ganz auf meine Rechnung kommt.

Nun aber unsern innigsten Glückwunsch zum 5ten Mai! Meine liebe Frau, durch Ihr Geschenk in mehr als Einem Betracht ausnehmend beglückt und geehrt, macht sich die Freude einer unscheinbaren Gegengabe mit Gesammelten Schriften meines Freundes Louis Bauer. [1803—1846, Dichter und Historiker, neben Hartlaub Mörikes intimster Jugendfreund, der Mit-



Ludwig Amandus Bauer
(Bleistiftzeichnung aus dem Besitz von Bauers Tochter
Frau Dr. Rommel)

erträumer des Fabeleilandes „Orplid“, das er in zwei Dramen „historisch“ behandelte. Freunde gaben nach seinem frühen Tode seine „Schriften“, Stuttgart 1847, Privatdruck, heraus. Das hier beigegebene Bildnis Bauers ist das einzig erhaltene und wird hier zum erstenmale veröffentlicht]. Sie werden den herrlichen Menschen darin bald erkennen. Was die vorangedruckten Briefe betrifft (an deren Auswahl ich natürlich keinen Anteil habe), — wenn Sie im Stande wären, Alles gehörig abzurechnen, was jugendliche Freund-


Clara Mörike
vom Jahre 1854


Margarete Mörike
1852


Eduard Mörike
1852

schaft nach der ihr eigenen Übertreibung Gutes an ihrem Gegenstande findet, so könnte es mir schon lieb sein, daß Ihnen ein Stück Leben von mir und

meinem Kreis damit vorgelegt wird, da ich so schwer dazu komme, Ihren liebreichen Wunsch in dieser Hinsicht selber zu befriedigen. Ich glaube, die Versuchung, mehr zu sagen, als wir Beide wollen, ist es vornehmlich, was ich dabei fürchte.

Zum Überfluß fügt Gretchen unsere Silhouetten bei, die ihrige und Clärchens ist sehr gut, die meine auch nicht übel. Die Weißische Lithographie wird nicht besonders gelobt, doch ist sie kenntlich.

Karl Mayer, der Dichter [1786—1870, Oberjustizrat in Tübingen, Verfasser vieler Hunderte zarter, kleiner Stimmungsgedichte], war gestern bei mir. „Und schauen auch von Turm und Tore“ las ich ihm alsbald vor und teilte ihm auch sonst von Ihnen und Ihren Verhältnissen mit, was ihn erfreute und rührte. Sie waren ihm als Lyriker nicht fremd; er gab mir viele Grüße an Sie auf und schrieb auf mein Begehren ein Blatt für Frau Constanzens Album. Weil dieses aber nicht in meinem Beisein geschah und er sich hinterdrein erinnerte, daß ich ihm eines seiner kleinen Naturbilder zu diesem Behufe vorschlug, das mir besonders lieb und oft im Munde ist, so fügte er auch letzteres hinzu, damit ich wähle; billig bleibt das nun Ihnen überlassen.

Mayer war im Begriff nach Weinsberg zu gehen, dem guten Kerner zum Trost, der eben seine Frau verloren hat. [Justinus Kerners Frau, sein getreues „Rickele“, Friedericke geb. Ehemann, die er auf romantische Weise am 26. April 1807 kennen gelernt und

im Februar 1813 geheiratet hatte, starb am 16. April 1854.] Womöglich bringt er mir von diesem auch ein Erinnerungsblatt für Sie zurück. Vielleicht kommt es noch recht für mein Paket, wo nicht, so könnte es gelegentlich nachfolgen, mit einem weiteren von Uhland, an welchen ich trotz seiner starken Abneigung gegen dergleichen das Ansinnen stellte. Er schlug es nicht ab, war aber im Augenblick nicht in der Lage. Er schickt es hoffentlich mit einer andern Sendung, die mir im Lauf der nächsten Woche von ihm zukommen wird.



Justinus Kerner
1854

Sie haben nur leider vergessen mir das Format Ihrer Geburtstagswidmung zu bestimmen, nun können diese Blätter ganz ungeschickt ausfallen. (Ein Album für meine Frau, das zur Aufnahme von Erinnerungen an die damals verlorene Heimat und einiger Lieblingsgedichte lebender Dichter, die ich diese selbst zu schreiben bat [S.30] bestimmt war. — Anm. Storms.)

Freitag, den 21. April

Von meiner Seite gehen noch zwei neuere Gedichte mit, die schwerlich schon den Weg zu Ihnen fanden. Das von dem Turmhahn hätt ich herzlich gern für

Ihre liebe Frau festmäßig abgeschrieben, anstatt es mit soviel unliebsamem Ballast auf einem Zeitungsblatt vom vorigen Jahr zu präsentieren, allein die Zeit erlaubte es nicht mehr. [„Der alte Turmhahn“ war zuerst in Knellers „Kunst- und Unterhaltungsblatt“ von 1852 unter der Abteilung „Poetische Blumenlese“ abgedruckt, mit dem Untertitel „Stillleben“ anstatt „Idylle“, und mit einer Anmerkung Mörikes folgenden Wortlauts: „Die Anekdote, auf die sich dies kleine Gemälde bezieht, kann der Verfasser verbürgen. Der Hahn ist noch in seinem Hause zu sehen“.] Tatsache ist an dem Spaß, daß ich als damaliger Pfarrer in Cleversulzbach aus Anlaß einer Kirchen-Reparatur dies alte Inventarstück zu mir nahm, auch es noch jetzt besitze. Der Pfarrer wurde aber durch Verlegung in eine frühere Zeit ehrwürdiger gemacht und ihm Weib und Kinder geschenkt. Das Ganze entstand unter Sehnsucht nach dem ländlich pfarrkirchlichen Leben.



Der cleversulzbacher Kirchturmhahn nach einer für den Dichter angefertigten Photographie

Ihrer freundlichen Spürlust zu Liebe in meinen Gedichten sollen Sie wissen, daß allerdings einige

Stücke darin sich auf Gretchen beziehen, nämlich: „Ach muß der Gram“, „O Vogel, ist es aus mit dir“, „An Elise“ (pseudonymisch für Clärchen), „Aus der Ferne: Wehet, wehet liebe Morgenwinde“. Sämtlich aus der Zeit unserer ersten Bekanntschaft in Mergentheim, wo wir, ich und meine Schwester, in ihrem elterlichen Hause eingemietet wohnten. Ihr Vater war der Oberstleutnant von Speeth, der unsere Verbindung nicht mehr erlebte. Meine Schwiegermutter ist noch dort.

Jetzt, teurer Freund, leben Sie wohl und schreiben Sie bald, daß sie wirklich wohl leben. Wir Alle grüßen und danken tausendmal.

Ihr

Mörike.

„L'Arrabiata“ ist gelesen! In Wahrheit eine ganz einzige Perle!

Unsere künftige Wohnung (von Georgii an) ist Alleenstraße Nr. 9.

Storm hat zu diesem Briefe folgende Anmerkung gefügt: „Der Brief ist wie ich aus einer Zuschrift von Gretchen Mörike in den beigefügten Ludwig Bauers Schriften, Stuttgart 1847, sehe, von April 1854, wo ich Assessor am Kreisgericht in Potsdam war. Beigefügt waren außer diesen die drei gen. Silhouetten und die handschriftlichen Gedichte von M., Mayer und auch von Kerner, der das seinige datiert hatte: Weinsberg, im unglücklichen April 1854, dem Todes-

monate seiner Frau. Der ‚Turmhahn' war in einer Nummer einer schwäbischen Kirchenzeitung."

Wie sehr sich Storm über die Sendung Mörikes freute, geht aus einem Briefe an seine Eltern von Ende April hervor, in dem er unter anderm sagt: „Nun schickte er . . . einen über Alles lieben und freundlichen Brief, 8 Seiten lang, von dem Ihr später einmal Abschrift haben sollt." Und er setzt noch hinzu: „Außer dem Briefe kommt für Constanze erst Alles am 5. Mai zum Vorschein. Ihr wißt ja, neben Weihnachten ist das, und mit vollem Recht, der höchste Festtag im Jahr."

---

6. Storm an Mörike

Potsdam, Waisenstraße Nr. 68,
[Anfang Oktober] 1854.

Endlich gelangen denn auch wir zu Ihnen; mögen unsre Gesichter Ihnen nicht allzu fremd erscheinen! — So oft schon bin ich daran gewesen, Ihre reiche liebevolle Sendung zu beantworten; aber immer wenn ich die notwendige Tagesarbeit hinter mir hatte, war ich so abgenutzt, daß ein Schreiben, wie ich es Ihnen zugedacht, nicht möglich war. So ist es denn auch heute noch; nehmen Sie also fürlieb und lassen Sie Brief und Bilder noch zum 8. September gelten!

Welche Freude Sie und die lieben Ihrigen uns, meiner Frau und mir zum 5. Mai gemacht haben,

kann ich nicht genug sagen. Ihren Brief mußte ich zwar gleich dem größten Teile nach zum Besten geben; alles Übrige aber wurde bis zum Geburtstag glücklich verborgen gehalten. Ich hatte für das Album einen ziemlichen Stamm von Poeten und Malern zusammengebracht; und ich glaube kaum, daß meine Frau je ein angenehmeres Geburtstagsgeschenk erhalten.

Am Abend wurde mit Hülfe eines befreundeten Malers auch Ihre Schattenrisse auf kleinen gelben Schilderchen hineingeklebt; dann saßen wir davor, zu rätseln. Von Ihrer Schwester Clärchen wurde behauptet, sie trage jedenfalls ein Schlüsselbund und ich wünschte mir lebhaft auf dem Sofa zu sitzen, während sie den Kaffee schenke — könnte es mir doch eines Tags einmal so gut werden! Von dem feinen Gesichtchen Ihrer Frau erfahre ich aus dem Schattenrisse nicht so viel; vielleicht ist es Ihnen gar zu sehr zugekehrt. Der Ihrige scheint mir mit dem Steindruck wohl zu stimmen. Den Namen auf der Kehrseite hätte es für mich nicht bedurft. [Luise Walther 1833—1917, die liebenswürdige, von Mörike mehrfach besungene Silhouettenkünstlerin und Freundin, von der auch die drei an Storm gesandten Schattenrisse herrühren, hat in ihrem langen Leben viele Tausende von Porträtköpfen geschnitten, bei denen sie gewohnheitsgemäß die Namen der Dargestellten rückseitig vermerkte.] Von den Gedichten ist „der Turmhahn“ über alle Maßen schön;

ich hab es immer aufs Neue vorgelesen, und alle Poeten und Juristen — ich empfinde hier den Gegensatz — haben es mit gleicher Teilnahme gehört. Diese warme unmittelbare Leibhaftigkeit ist für mich wenigstens das A und das O der Poesie, so wenig die Führer unsrer Tageskritik ein Bedürfnis darnach zu haben scheinen. Was gäb ich drum, wollte es mir gelingen, die Erinnerung an meine verlorne, nie zu verschmerzende Heimat in einen so glücklichen Rahmen zu fassen. Das andre, „Häusliche Scene“, hat mir nicht so zugesagt; vielleicht weil ich einmal geschrieben: „Eduard Mörike hat zuerst die Idylle ins Poetische hinaufgehoben“; vielleicht habe ich die rechte Stimmung noch nicht hinzugebracht. Aus dem Buche Ihres verstorbenen Freundes Bauer haben wir bis jetzt erst die Briefe und „den heimlichen Maluff“ [das erste fünfaktige der beiden Orplid-Dramen] gelesen; bei der Liebe und Hingebung, die wir, wie Sie wissen, für Ihre Sachen hegen, und für Sie selber, hätte uns nicht leicht eine angenehmere Gabe kommen können, zumal da wir von der Existenz dieses Buches sonst schwerlich etwas würden erfahren haben. Was Ihr Freund in seinen Briefen über den „Nolten“ sagt, ist mir aus der Seele geschrieben. Ich habe das Buch diesen Sommer wieder gelesen, aber wenn Sie mich fragen, was daran zu ändern sei, so muß ich mich in diesem Fall für gänzlich urteilslos erklären. So wie es da ist, ist es seit Jahren für mich eine liebe

Tatsache; nur mein ich auch diesmal allerdings den Eindruck des ersten Lesens bestätigt gefunden zu haben, daß die Partien mit der Constanze, wenigstens teilweise, im Verhältnis zum Übrigen weniger unmittelbar, ich möchte sagen, etwas rhetorisch zu sein scheinen. Doch auch das wage ich kaum auszusprechen, denn ich habe, wie gesagt, ein zu vertrautes Verhältnis zu dem Buche. Ändern aber würde ich als Verfasser nichts daran; es gehört, wie es vorliegt, schon unsrer Literaturgeschichte an und überdies hängen wenigstens die von Heyse besprochenen Schwächen so eng mit der Tiefe und eigentümlichen Schönheit des Werkes zusammen, daß mir in der Tat mitunter ist, als hätten Sie es eben um dieser willen geschrieben.

Mein „Grünes Blatt" beurteilen Sie im Ganzen nachsichtig genug; es ist (vor Weihnachten 1850) mit einem Wort nicht recht aus dem Vollen geschrieben; und dadurch, daß mir die Regine unter der Hand so etwas allegorisch zu einem Art Genius der Heimat geworden, hat die ganze Conzeption etwas Zwitterhaftes bekommen, dem schwerlich abzuhelfen. Für das Einzelne hoffe ich eines Tags Ihren Rat befolgen zu können; nur was das Ende anbelangt, so ist es gerade der Teil, der mich selbst einzig und völlig zufrieden stellt, und der, wo ich es vorgelesen, auch stets die volle Wirkung, die ich damit habe erzielen wollen, hervorgebracht hat. Und doch haben Fontane und Kugler, die, wie Sie, selbst

gelesen, mir denselben Einwand gemacht. [Theodor Fontane, der Dichter, 1819—1898; Franz Kugler, 1808—1858, Kunsthistoriker und Dichter — „an der Saale hellem Strande“ —, dessen Tochter Grete, gest. 1862, Paul Heyses erste Frau war.]

Nun lege ich Ihnen hier wieder so ein kleines Stück bei, „Im Sonnenschein“, das ich diesen Sommer aller Unbehaglichkeit und Arbeit unerachtet auf meinen Mittagsspaziergängen zusammengelesen habe, und das mit „Marthe und ihre Uhr“ und „Im Saal“ gegenwärtig für eine kleine Separatausgabe gedruckt wird. Was den zweiten Teil betrifft — — aber, Sie müssen erst lesen, es Ihren Frauen an einem stillen behaglichen Novemberabend vorlesen. (Da fällt mir eben ein, Sie im Süden Deutschlands kennen ja keine Teestunde. Wüßten Sie nur, was Sie dadurch entbehren! Der brausende Teekessel mit einer tüchtigen Kohlenglut darunter pflanzt wirklich den „Häuslichen Herd“ in die Stube, und mit den Seinigen und einem Freunde abends am Teetisch plaudern oder lesen, ist ein Tagesschluß, den ich unter keiner Bedingung entbehren möchte. Daß der ganze Vorgang seine Bedeutung verliert, wenn man, wie hier, statt der Kohlen eine Spiritusflamme unter den Kessel anmacht, versteht sich von selbst. Könnten wir Sie und die Ihrigen doch einmal an unserm Teetisch haben!) Könnte ich doch dabei sein; es ist einer meiner Lebenswünsche, einen Tag, einen Abend wenigstens mit Ihnen zu ver-

leben, und wenn wir beiderseits noch etwas leben, so hoffe ich das zu erreichen. Haben Sie keine Veranlassung, auf hier zu kommen? Quartier für einen so verehrten, lieben Gast wäre allezeit bereit. Aber freilich von April ab an werden wir wohl nicht mehr hier sein, da ich dann eine Kreisrichterstelle, ich weiß nicht an welcher entlegenen Grenze des Landes, zu erhalten gedenke. — Welcher Art die Verse sind, die ich unter den gegenwärtigen Verhältnissen noch zu machen imstande bin, wird Ihnen die anliegende Probe zeigen. Vielleicht wenn ich wieder zu einiger Behaglichkeit gelange! Ob ich heimatbedürftiger Mensch das aber je im fremden Lande und unter so mühseligen Amtsverhältnissen, wie sie mir bevorstehen, erreichen werde, ist wohl mehr als zweifelhaft. Mit meiner Gesundheit geht es ziemlich gut; es sind überhaupt nur die Nerven, an denen ich laboriere, freilich fortwährend und mitunter so, daß ich gänzlich arbeitsunfähig werde; es ist ein Erbteil meiner Mutter; wir sterben aber nicht daran.

Das „Gode Nacht“, was Ihnen so zugesagt, hat auf Geibel, wie er an Kugler geschrieben, dieselbe Wirkung gehabt; gern hätt' ich es von Hetsch komponiert, dessen Sachen zum „Nolten“, namentlich „Rosenzeit“ und das „Elfenlied“ ganz vortrefflich sind. Ich bin nämlich ungefähr so viel Tenorsänger, als ich Poet bin — Sie mögen es danach bemessen — und kann im Übrigen meine Stimme wie meine

Poesie leider nur zu einzelnen Zeiten ganz kommandieren. Ihr „Früh wenn die Hähne krähn", das nachgrade ganz in den Mund der jungen Mädchen zu kommen scheint, wohin es gehört, — denn die nichts von Ihnen kennen, kennen doch meistens dies Lied — ist neuerdings gut komponiert von Ehlert. Leider hat der Komponist aber dabei den Text verdorben.

Für die beiden Blätter von K. Mayer, dem ich als einem mir seit längst Bekannten gelegentlich einen Gruß zu bestellen bitte, sollen Sie freundlich bedankt sein. Können Sie mir bis zu Weihnachten die quäst. Blätter von Uhland und Kerner [Irrtum Storms: das Kernersche hat er schon erhalten!] senden, so wäre das eine große Freude. Ich begreife Uhlands Abneigung gegen die Damenalbums gewiß, ich teile sie sogar. Könnte er aber nur einen Blick in unser Haus tun, er würde gewiß sogleich die Feder nehmen, und uns eine so natürliche und wohlbegründete Freude nicht entziehen wollen. „Die linden Lüfte sind erwacht", das möcht ich von ihm haben. Eichendorff hat mir sein „Möcht wissen, was sie schlagen" aus den „Glücksrittern", Kugler „An der Saale hellem Strande" eingeschrieben. Das Format dieses Briefbogens wäre das passendste. Vielleicht könnten Sie auch noch ein Blättchen Ihres Freundes Kurz [Hermann Kurz (Kurtz), 1813—1873, der schwäbische Dichter, Verfasser von „Schillers Heimatjahren"] ohne Mühe herbeischaffen, dessen

meisterhaften „Blättler“ ich oft und nie ohne lebhaften Beifall vorgelesen. Das ist auch so eine Perle, die fast keiner kennt. [„Der Blättler“, eine längere Verserzählung, zuerst in „Dichtungen“ von Hermann Kurtz, Pforzheim 1839, Seite 119—132 veröffentlicht, fehlt in der Ausgabe der gesammelten Werke, die Heyse 1874 veranstaltete.]

Die „Argo“ hat leider einen zweiten Jahrgang nicht erleben sollen; es sind nur etwa 500 Exemplare abgesetzt, was für die bedeutenden Kosten nicht hat ausreichen wollen; sonst wären wir auch, namentlich um den „Turmhahn“, bei Ihnen betteln gekommen. Es war schon wieder ein hübsches Material zusammen; ich hatte das anliegende „Im Sonnenschein“ dafür geschrieben. — Sie haben dasselbe ja erfahren mit Ihrem „Jahrbuch schwäbischer Dichter“, worin ich außer Ihrem „Schatze“ die zweite Novelle von Treuburg — wo existiert der Verfasser sonst in der Literatur? — mit besondrem Interesse gelesen habe. Neulich ist mir ein Exemplar Ihrer „Iris“ zu Gesicht gekommen, worin ein sehr anmutiges Bild, ich denke doch, von Ihnen, scheinbar im 16. oder 17. Lebensjahr und übrigens in mäßigem Steindruck vorne darin war, was in meiner Ausgabe fehlt. Das müßte Cotta in sauberem Stich vor eine hoffent-



Karl Mayer
1856

lich bald zu erwartende neue Auflage Ihrer Gedichte setzen. Geben Sie mir doch einige Aufklärung darüber, und, wenn es Ihnen keine Ungelegenheit macht, so bitte ich sogar um ein Exemplar, das Sie möglicherweise leichter als ich vom Verleger erlangen können.

[Mörike gab im Jahre 1835 im Verein mit Wilhelm Zimmermann ein „Jahrbuch schwäbischer Dichter und Novellisten" heraus, in dem außer dem erwähnten Märchen „Der Schatz" und Gedichten der Herausgeber solche von Ludwig Bauer, Julius Krais, Karl Mayer und A. Treuburg usw. zwei Novellen von Friedrich Theodor Vischer — denn kein Geringerer als dieser versteckte sich hinter dem Pseudonym A. Treuburg — enthalten sind. Die zweite dieser Novellen, die Storm hervorhebt, ist „Cordelia" betitelt. — Von der „Iris — eine Sammlung erzählender und dramatischer Dichtungen von Eduard Mörike", mit zwei Darstellungen von Fellner und Nisle scheint allerdings ein kleiner Auflagenteil mit dem im Jahre 1826 von Mörikes Freunde J. G. Schreiner gezeichneten Bilde des Dichters vor dem Titel ausgegeben worden zu sein; es wurde mir vor einiger Zeit auch ein solches Stück zu einem ungewöhnlich hohen Preise von einem Antiquariat angeboten.]

Später. Mitte Oktober.

Ich war dieser Tage in Berlin, wo ich Paul Heyse mit seiner jungen Frau auf Besuch bei seinen



Eduard Mörike 1825,
nach der Originalzeichnung seines Freundes
Johann Georg Schreiner

(Aus dem Besitz des Dichters)



Eduard Mörike,
nach der Lithographie von Bonaventura Weiß, 1851
(Nach dem Originaldruck im Besitz des Herausgebers)

Schwiegereltern (Kuglers) vorfand: Wir sprachen über eine zweite Auflage des „Nolten", und auch er stimmte mit mir gegen eine Umarbeitung. Sie müssen lieber Neues schaffen! Was seit 20 Jahren von Ihnen da ist, ist glücklicherweise Eigentum der Nation geworden; Sie haben, sozusagen, das Dispositionsrecht darüber verloren. — Auch Eggers [Friedrich Eggers, 1819 bis 1872, von 1850 bis 1858 Herausgeber des „Deutschen Kunstblattes"] sprach ich, der mir einen, den ersten, persönlichen Gruß von Ihnen brachte. Er hatte Sie nach dem Bilde von Weiß, das er nur einmal bei mir gesehen, erkannt. Von Ihrer Frau, da er nur des Abends im Dunkel neben ihr gegangen, vermochte er mir leider kein Bild zu geben.



Friedrich Theodor Vischer
um 1855

[Anfangs des Jahres 1858 hatte übrigens Eggers die Absicht, Mörike wiederum zu besuchen, und Storm fordert ihn brieflich von Heiligenstadt unterm 12. Januar 1858 nochmals besonders dazu auf: „Ja lieber Freund, gehn Sie zu Mörike, bringen Sie ihm unsern Neujahrsgruß und lassen sich von ihm seine kleine Fanny zeigen; die ist ebenso alt wie

Lisbeth. Bei der Gelegenheit werden Sie denn auch wohl die Mutter und Tante Clärchen sehen, und dann berichten Sie mir bitte, ganz genau über alle diese lieben Personen .... Und endlich legen Sie ihm die Bitte vor und verlangen, daß er durchaus darauf antworte, ob er nicht zum Herbst mit Kind und Kegel einige Wochen Ferien bei uns in Heiligenstadt halten will. Die Gegend ist hier dann außerordentlich schön, und für die Mußestunden zu Hause besitze ich, was deutsche Literatur seit Lessing oder namentlich seit Goethe betrifft, eine kleine Bibliothek, wie sie wenige Privatleute aufzuweisen haben; stellen Sie es ihm recht beweglich vor, wie gut es sich neben mir und meiner Frau eine zeitlang leben läßt. Das haben wir diesen Sommer an vielen alten Freunden erprobt."] — Sehr vermißt haben wir beim Lesen Ihres Briefes Ihre Gedichte, die noch mit meiner übrigen Bibliothek in Husum stecken; ein paar der Ihrer Frau gehörigen Lieder wollen mir nämlich durchaus nicht gegenwärtig werden; und in Potsdam hält natürlich keine Buchhandlung Mörikes Gedichte. Nächsten Freitag aber werde ich in der literarischen Gesellschaft den alten „Turmhahn" vorlesen und einige herzhafte Worte vorangehen lassen, die hoffentlich auch die Potsdamer zum Heile verhelfen werden. — Beiläufig gesagt bekümmerte sich das große Publikum auch nicht um meine Gedichte; nur „Immensee" hat in einer Separatausgabe eine zweite Auflage erlebt. — Nun geht

der Brief allgemach zu Ende und noch habe ich, der ich insbesondere Vater bin, gar nichts von meinen drei Jungens geredet; und doch legen sie mir schon die tiefsten und nicht zu beantwortende Fragen vor. „Papa," sagte der Zweite, Ernst, („des Hauses Sonnenschein") neulich zu mir, als ich ihn eben ins Bett gelegt hatte, während er noch seine kleinen Hände fest um meinen Hals hielt und mich mit seinen sehr großen, brennend blauen Augen ansah, — „warum leben wir eigentlich? und dann sind wir wieder tot? Gott! das ist ja doch wunderlich!" Der Junge ist 3¾ Jahre und körperlich, obgleich er einen schmächtigen Vater von dem gewöhnlichsten Maße hat, ein wahrer Riese. — Fast fürchte ich, dem Hans Unrecht zu tun, wenn ich seiner nicht erwähne; er ist eine wahre Sensitive, ein zarter, höchst anmutiger Knabe, dessen Gemütsleben ich mit Gewalt zurückhalten muß; er ist noch immer richtig in den Versen „Nun sitzt auf meinem Schoße still" [Gedicht von Storm] geschildert. Als neulich in seiner Gegenwart vom Tode die Rede war, und er gefragt wurde, was er denn machen würde, wenn er nun, heut Nacht schon, sterben müßte, sagte er nach einigem Nachsinnen: „Dann würde ich ganz stille sein und mich ganz still dem lieben Gott überlassen." — Was den kleinsten Burschen anbelangt, so ist er seit 8 Wochen lediglich mit dem Zahnen und damit beschäftigt, seiner Mutter die Nächte zu rauben, die daher in dieser Zeit auch recht erschöpft

ist. — Das wären die Kinder! Sie müssen sie schon mit in den Kauf nehmen. Sie geben mir dafür wieder etwas aus Ihrem Herzen. Was in Ihre Feder fließt, es findet bei mir einen stillen, heimatlichen Platz. — Ich lese das Vorstehende wieder durch, und sehe, daß ich leichthin ein sehr schweres Wort geschrieben. Neues schaffen! Ich habe jetzt an meinen Kleinigkeiten selbst empfunden, wie sehr das von den äußern Verhältnissen abhängt; und das „Grüne Blatt“ und „Im Sonnenschein“ tragen die Spuren dieser Abhängigkeit. Wenn man sich nicht auf längere Zeit dem Stoffe mit Behaglichkeit hingeben kann, so wird es eben nur eine Arbeit, und die Gestalten wollen zu rechtem selbständigem Leben nicht erwachen. Möge Ihnen dergleichen Hindernis nicht im Wege sein, zum mindesten nicht mehr, als Sie es zwingen können. —

Falls Ihnen das Eggers'sche Kunstblatt dort zur Hand sein sollte, so sehen Sie sich vielleicht einmal die von mir geschriebenen drei Artikel über Niendorffs „Lieder der Liebe“ [erschienen Berlin 1854, Marc Anton Niendorff, 1826—1878] und Klaus Groths „Paralipomena“, in dem dazu gehörigen Literaturblatt pr. 1854 an. Die besprochenen Bücher sind unbedeutend und die Artikel nur geschrieben, um Freund Eggers in seinen Redaktionsnöten beizustehen; aber ich habe dabei Gelegenheit genommen, meine Meinung über dies und das in lyricis zu sagen, und ich möchte wohl, daß Sie davon Notiz

nähmen. Es könnte mancher brieflichen Äußerung zum Fundamente dienen.

Die Lieder von Hetsch und Kauffmann habe ich hier nicht erfragen können. Seit einigen Tagen habe ich uns aber ein Instrument gemietet (das eigne steht in Husum im elterlichen Hause), und ich werde jetzt wieder an zu singen fangen; so will ich denn mir auch die qu. Lieder schon erjagen. Gluck, Weber, Schubert, Mendelssohn, das ist, was ich am liebsten singe. Mit Mendelssohn geht es mir wunderlich, d. h. mit den Liedern; bin ich davon, so ist mir immer, als sei das rechte Herz doch nicht darin, als seien sie mehr nur phantasievoll und interessant, und schlage ich sie auf, so finde ich doch eine ganze Anzahl, denen ich's nicht abstreiten kann. Augenblicklich bin ich ganz hingenommen von Richard Wagners „O du mein holder Abendstern" aus dem Tannhäuser. Das ist unsäglich schön.

Was Sie mir in Bezug auf die Erfindung in Ihrem „Hutzelmännlein" mitteilen, habe ich mir zum Teil schon gesagt, nachdem ich Ihnen jene andre Meinung geschrieben; ich habe nämlich späterhin wohl herausgefunden, wie Sie hie und da sogar aus einzelnen Volksreimen und Sprüchwörtern, wie aus dem „Klötzlein Blei" Ihre Geschichte herausgesponnen haben. Daß übrigens „die schöne Lau" lediglich Ihre leibliche Tochter, hat mich allerdings überrascht. Die von Uhland mitgeteilte chronikalische Bestätigung Ihrer Dichtung ist allerdings unerklärlich;

denn das Vates-tum des Poeten will mir allein dafür nicht ausreichen. Übrigens bin ich völlig Ihrer Ansicht, daß es nicht darauf ankommt, wieviel oder wenig bei solchen Sachen im Stoffe erfunden ist; nur daß dem Dichter das als wirklich vorliegende oft mehr hinderlich als behülflich sein mag.

14. November

Noch ein Wort über den „Nolten". Ich habe das Büch neulich zwei jungen, ganz gescheiten und gesunden Frauenzimmern unsrer Bekanntschaft in die Hände gegeben, und beide konnten über Constanzens Hingebung an den Herzog durchaus nicht hinwegkommen. Ich suchte ihnen die psychologische Richtigkeit des Falles zu deduzieren, aber umsonst. Es war keine tugendsame Entrüstung bei ihnen, sondern — sie hatten das Interesse an der ihnen liebgewordenen Person verloren. Und ich glaube — trotz dem Urteile Ihres Freundes Vischer, in dessen „Kritischen Gängen", die ich erst gestern acquiriert, ich in dieser Veranlassung erst Seite 233 gelesen — mit Recht! [Vischers „Kritische Gänge", 2 Bände, Tübingen 1844; in Band 2 befindet sich von Seite 216 ab eine große Abhandlung über Mörikes „Nolten".] Daß sie sich ohne Ehe und ohne Liebe hingibt, laß ich völlig gelten, denn das letztere wird hier durch das gleich mächtige Bedürfnis nach Rache ersetzt; denn Constanzens Fall ist für das Gefühl des Lesers mit Seite 246 vollendet; in dem Schreiben Seite 384,

worin sie Nolten zu verstehen gibt, ihn und Larkens durch ein völliges Opfer ihrer Weiblichkeit losgekauft zu haben, sucht der Dichter sie schon wieder zu erheben, was bis zu einem gewissen Grade freilich auch gelingt. Schlimm aber ist es, daß dies einem gesellschaftlich höher Stehenden geschieht, der sie schon dadurch maßlos nach allen Beziehungen hin beleidigt, daß es ihm gar nicht einfällt, sie zur Gleichberechtigten annehmen zu können, obwohl uns für diese stillschweigend vorausgesetzte Unmöglichkeit gar keine Gründe vorliegen; denn der Herzog allein will dafür nicht genügen. Was aber auf das Gefühl des Lesers gewiß am ungünstigsten wirkt, das ist die vornehme Leichtigkeit und Geschicklichkeit, womit der „schlaue Mann“, freilich mit einer leichten Gefühlserregung, sogleich die schwache Stunde zu benutzen weiß. Wäre nur bei ihm die Naivität der Leidenschaft vorhanden, so würde sich die Sache ganz anders ausnehmen. Aber, wie es nun steht, auf der einen Seite Mangel an jeder Neigung, auf der andern nichts als eine in die feinste Bildung gehüllte Sinnlichkeit, Begierde — ich sagte lieber Lüsternheit, denn so wirkt es — das ist allerdings dem Leser zu viel zugemutet, wenn man verlangt, daß ihm die betreffende Person hinterher nicht als unrettbar in den Schmutz getreten erscheinen soll. — Diese Scene Seite 236 bis 246 lag mir im Sinne, wenn ich von dem Rhetorischen in der Behandlung der Constanze-Partie sprach.

Da bin ich denn nun doch in eine partielle Kritik des „Nolten“ hineingekommen. Hab ich damit eine von den Stellen getroffen, die Sie in Ihrem Briefe so hart als widerwärtig bezeichnen?

Von Paul Heyse, der mir vor einigen Wochen davon sprach, soll ein Artikel über mich demnächst im Literaturblatt zum Deutschen Kunstblatt erscheinen. Haben Sie Gelegenheit es dort zu lesen? sonst werde ich veranlassen, daß es Ihnen von hier zugehe. Ihren „Turmhahn“ habe ich neulich abends denn in der Literaria verlesen und eine mir fast unerwartete Wirkung damit erreicht. Vielleicht stimmte ein etwas konfuser und gelehrter Vortrag über die unbefleckte Empfängnis Mariä, der vorangegangen, die Gemüter günstig für gesunde poetische Kost! Die Gesellschaft (in der Regel sind 50 bis 60 anwesend) versammelt sich alle 14 Tage abends 7 Uhr. Einer aus der Gesellschaft hält über irgend was einen Vortrag, dann bleibt man zum Abendessen zusammen. Als nun noch Alle, obwohl völlig gesättigt und mit Zigarren versehen, bei Tische saßen, las ich den „Turmhahn“, nach einer kurzen Einleitung über den Dichter. Es war in dem großen Saal, selbst bei den piano-pianissimo-Stellen, lautlos, und später drängte man sich an mich, um Interesse und Befriedigung auszudrücken, und von dem Poeten zu erfahren, den nur Einzelne aus Blumenlesen kannten. Ich habe nun einige Buchhändler veranlaßt, Ihre Gedichte und die „Idylle vom Bodensee“ sich kommen zu lassen.

Unsre Bilder anlangend, so wird das meiner Frau am ähnlichsten erscheinen, wenn Sie recht viel Licht darauf fallen lassen; nur in Mund und Augen ist durch das ihr ungewohnte Sitzen etwas Totes, Schlaffes hineingekommen, daher man das Bild am liebsten nicht zu genau besieht. Sonst ist es sehr ähnlich; nur etwas jünger soll sie zur Zeit noch aussehen; doch das gleicht sich ja von selber aus. Mein Bild dagegen schicke ich Ihnen nur mit Widerstreben; es drückt die Erschlaffung und Magerkeit meiner Gesichtszüge, die infolge der gegenwärtigen Überanstrengungen wohl da ist, aber in natura gar nicht so hervortritt, auf eine wirklich erbarmungswürdige Weise aus; daneben hat es etwas Offiziersmäßiges, das mir glücklicherweise gänzlich abgeht. Ich habe dreimal gesessen, aber es ging nicht; ich behalte mir vor, es in besserer Stunde gegen ein anderes zurückzutauschen. Das Buch in meiner Hand ist mein lang bewährtes Exemplar Ihres „Nolten". Durch ein Vergrößerungsglas gesehen gewinnen beide Bilder an Ähnlichkeit.

Und jetzt leben Sie wohl, herzlich wohl! wie mein kleiner Hans sagt, Sie und Frau Gretchen und Fräulein Clärchen! Und wollen Sie uns eine, freilich unverdiente, Freude machen, so schreiben Sie einmal vor Weihnachten, wenn auch noch so kurz. Ich werde zu Neujahr antworten.

Es ist jetzt Alles leidlich wohl bei uns.

Ihr Theodor Storm.

15. November

Den Vischerschen Artikel über „Nolten" hab ich gestern Abend meiner Frau vorgelesen; er ist vortrefflich, aber der Heysesche, der vielleicht den Dichter noch mehr reproduziert, tritt ihm würdig zur Seite. — Daß eine Jean Paulsche Figur Ihren Larkens an Tiefe übertreffen soll, kann ich Vischer indes nicht verzeihen.

Ich kann nicht unterlassen, eine Kritik meines Sohnes Hans über mein Bild Ihnen beizulegen, die uns soeben in die äußerste Heiterkeit versetzt hat. — Meine Frau fragte ihn: „Ist das denn nun dein Papa?" „Ja — aber, er sieht so berühmt aus, so nachdenklich, (mit Pathos) als wenn er so 'n großer Dichter wäre." Darauf bring ich ein älteres Typbild von mir, das Constanzen gehört, und frag ihn: „Welches ist nun das beste?" „Ja," erwidert er auf das letztere zeigend, „dies! denn das sieht so berühmt aus und du bist doch nicht berühmt, Papa! Wenn es Franz Kugler wäre, dann wäre das Berühmte das Beste" (wörtlich).

Es ist ein seltsamer Junge. Ich beabsichtige seit längerer Zeit ihn zur Schule zu schicken, damit er etwas dumm werde; aber er laboriert fortwährend an kleinem Unwohlsein.

7. Storm an Mörike

Potsdam, Waisenstraße Nr. 68,
November 1854

Sie haben in dem ersten Briefe, womit Sie mich erfreut, unter den Gedichten aus den „Sommergeschichten“, welche Ihnen besonders zugesagt, den „Waldweg“ angestrichen. Diese Verse haben für mich den Wert einer Erinnerung; ich habe versucht, in ihnen ein Stück meines wärmsten Jugendsonnenscheines einzufangen. — Mein Vater ist der Sohn eines Müllers, was einigermaßen mit unserm Namen stimmt. Die (Wasser- und Wind-) Mühle liegt etwa 5 Meilen südlicher als Husum in dem kleinen, heimlich und seitab unter Bäumen gelegenen Dörfchen Westermühlen, wo mein guter Vater bis zur Zeit, da er auf die Gelehrtenschule nach Rendsburg kam, in Wald und Feld, namentlich als Vogelsteller, eine so anmutige Jugend verlebt hat, daß er, der vielgesuchte und im ganzen Lande bekannte Jurist und Geschäftsmann, des Nachts noch fortwährend von dieser, von Fisch- und Vogelfang träumt, daß er, wenn ihm Abends nach dem sauren Tage unter seiner Familie das Herz recht aufgeht, unfehlbar von dieser Vergangenheit zu erzählen beginnt, zu deren Andenken er sich auch schon seit Jahren im Garten hinterm Hause Brutkasten für die Staare — Spreen sagen wir — an den Mauern der Stallgebäude hat anbringen lassen. Von Stunde zu

Stunde tritt er dann aus seiner Arbeitsstube und beobachtet im Frühling ihre Ankunft, im Sommer ihr Geschwätze, ihr Aus- und Einfliegen, ihre ganze Wirtschaft mit dem kindlichsten Vergnügen. Während meiner Knabenzeit hatte der älteste Bruder meines Vaters, ein kluger und gemütlicher Mann, die Mühle. Die großen Bauern in den umliegenden Dörfern waren fast alle meine Ohme oder Vettern, die dort noch mit wenigen Ausnahmen in den behaglichen, meine Phantasie jetzt noch aufs Angenehmste anregenden, geräumigen altsächsischen Bauernhäusern wohnten. (In Westfalen müssen sie nach Immermanns „Münchhausen" fast ebenso sein.) Wie manche Herbstferien habe ich dort verlebt! Mein Hauptquartier aber hielt ich immer auf der Mühle. Von dort aus wurde die Hauptfreude und -beschäftigung, der Drosselfang, in den etwa eine Viertelstunde vom Dorfe belegenen Wäldern getrieben. Des Abends saß ich dann mit meinem Oheim unter den Lindenbäumen vor der Tür des Wohnhauses; und wir flochten Dohnen aus Weidenzweigen und drehten Schlingen aus Pferdehaaren. Den Weg zum Walde, den ich, meinen Korb mit Vogelbeeren und sonstigen Utensilien unterm Arm, entweder in Begleitung meines Oheims, oder, wenn er keine Zeit hatte, in der seines Jagdhundes, mehreremal am Tage machte, beschreibt das Gedicht, wie er viele Jahre später noch vor meiner Phantasie stand. — Im Herbste 1849 war ich das letzte Mal mit meiner jungen

Frau und unserm damals noch einzigen Jungen, Hans, zum Vogelfang auf der Mühle. Statt des inmittelst verstorbenen Oheims war dessen Sohn jetzt der Müller; auch die Linden waren umgehauen und statt des alten großelterlichen Wohnhauses selbst war ein neues aufgesetzt.

Das Alles störte mich Anfangs; aber die herzliche Anhänglichkeit, die unser in die städtischen Verhältnisse übergesiedelter Familienzweig fortwährend mit den ländlichen Verwandten unterhalten, glich bald Alles aus. Es sind aber auch prächtige Menschen von allerfeinstem Herzen darunter, namentlich drei Schwestern meines Vaters, deren älteste, Tante Gude, ein gebücktes kleines Mütterchen mit den kräftigen grauen Augen, die ich vor allen liebe, ich dieses Frühjahr als Tote habe betrauern müssen. Und wie meine Frau sich mit ihnen allen verstand, und wie alle sie hegten und liebten! Ich kann den Mann der jüngsten Vaterschwester nicht unerwähnt lassen, den Onkel Ohm (einer seiner Vorfahren hat einen Holsteinschen Herzog in irgend einer Schlacht herausgehauen, und letzterer ihm, weil er wie ein Freund und Blutsverwandter an ihm gehandelt, diesen Namen und Äcker, Wald und Wiesen geschenkt). Dieser behagliche und wohlgenährte Mann (er pflegt zu sagen: „Ick mag geern dick Botter mit 'n bät [bißchen] Brot op"), der für Alles Ohr und Interesse hat, war, wenn wir in späteren Zeiten dort waren, der eigentliche Mittelpunkt unserer geselligen

Freuden. Oft — z. B. in den Pfingsttagen 1847, wo wir mit mehren Wagen angelangt waren — hatte er drei und vier unserer jungen Mädchen zu beiden Seiten am Arm, wenn er seinen grasreichen Hof hinunter schritt übern Fahrweg zum Kirchspielskrug, der natürlich auch von einem Vetter bewirtschaftet wird. Sein Gehöft liegt im Kirchdorfe Holm (Amts Rendsburg). Ich hatte damals eben meine junge Frau geheiratet; meine Brüder waren mit, der eine mit seiner Braut, einer Schwester meiner Frau und einige andere Freunde. Wir hatten mehrere Häuser mit Einquartierung belegt. Wir gingen von einem Hause zum andern, fuhren von einem Dorf zum andern, frühstückten hier, aßen dort zu Mittag immer bei Verwandten, und nach dem Kaffee, den wir wieder in einem andern Hause einnahmen, ließen wir die Dorfmusikanten kommen und tanzten bis Dunkelwerden und einer meiner Vettern machte meiner jungen Frau förmlich den Hof, während seine Mutter, meine liebe Tante Lehne (die Frau des Onkel Ohms, die jüngste Vaterschwester), sie zärtlich mit ihren sanften schönen Augen verfolgte. Dann Abends bis tief in die Nacht saßen wir in dem weitläuftigen wüsten Garten unter den dunkeln Taxusbäumen und hörten am Teiche und aus der Ferne von unten aus dem Dorf die Nachtigall schlagen, wie ich sie niemals weder zuvor noch später gehört habe. — Sie müssen noch einmal nach dem eine halbe Stunde vom Kirchdorfe entfernten Wester-

mühlen mit mir zurückkehren. Wir bleiben aber nicht auf der Mühle; wir gehen hintenaus am Garten entlang und pflücken aus dem Rankengewirr, das sich an dem Zaune hinzieht, bei der Hitze des Herbstnachmittags etwa eine süße glänzend schwarze Brombeere; dann über ein paar höher gelegene Ackerstrecken, bis wir links um ein Stückchen längs einem Arm des Mühlenbaches hingehen. Bald sind wir, wo wir wollen, auf dem sogenannten „Vordamm"; vor uns in grüner Busch- und Wieseneinsamkeit neben uralten Eichen liegt ein anmutiges sauberes Gehöft mit rotem Mauerwerk, weißen Läden und ungeheurem fast zur Erde reichenden Strohdach. Hier wohnte im Jahre 1849 mein Vetter „Hans auf dem Vordamm", der vorig Jahr mit Hinterlassung eines Sohnes gleichen Namens gestorben, nachdem vor ihm sein Vater gleichen Namens dort gehaust hatte. Auf einer Wiese neben dem Hause stehen noch jetzt die Reste der Umzäunung eines „Bienen- oder Immenhofes", wie ich einen solchen in meinem „grünen Blatt" beschrieben, und zwar hatte der Besitzer sie aus Pietät gegen die Jugend seines jüngern Bruders, eines sinnigen liebenswürdigen Menschen, so unberührt stehen lassen, der als Knabe und auch noch späterhin, so lang er zu Haus gewesen, hier die Bienenzucht getrieben und dann durch die Familie an eine reiche Bauerntochter im Dorfe Holm verheiratet worden ist, wo er jetzt als begüterter Bauer, aber mit dem alten kindlichen Herzen,

unter vielen Kindern lebt. Mit diesem meinem, einige Jahre älteren Vetter Jürgen Storm, stand ich vor einigen Jahren, über Knabenerinnerungen und über meine Besuche in frühern Zeiten plaudernd, zwischen den wild hinauswachsenden Büschen des alten Immenhofes. Wir entsannen uns zusammen aller möglichen kleinen Geschichten, des Storchs, den ich, von ihm verleitet, ruchloser Weise vom Baum geschossen, worüber mein Knabenherz mir noch lange die bittersten Vorwürfe gemacht; der Dohnen in seinem Garten, in die er mir alle Viertelstunde dieselben Krametsvögel hing, bis ich am Ende den gefangenen Vorrat inspicieren wollte — — nur in Einem blieb ich allein, und es ist mir bis auf den heutigen Tag ein Rätsel geblieben. Ich entsinne mich nämlich — die Zeit und Gelegenheit weiß ich auch nicht einmal annähernd anzugeben — mit dem Vetter Jürgen aus der kleinen Seitentür des Hauses grade in die Wiesen über kleine Gräben und durch Bruchland und Buschwerk in einen Wald hinabgegangen zu sein; auf dem Wege schnitt er mir Pfeifen aus Erlenholz; was mich aber damals wie ein Märchen anheimelte: in einer sonnigen Waldlichtung sah ich zum ersten und letzten Mal in meinem Leben eine von den großen smaragdgrünen Eidechsen. Sie saß auf einem Baumstumpf und sah mich wie verzaubert mit ihren goldnen Augen an. Als ich das meinem Vetter erzählte, lachte er mich aus und wollte nichts davon wissen. Nach jener

Seite hin, sowie überhaupt so in der Nähe sei gar kein Wald; und so lange er denken könne, auch keiner gewesen. Ich überzeugte mich selbst, er hatte Recht; überall nur Busch und Wiesen und Äcker und einzelne alte Bäume. — Wo aber bin ich damals denn gewesen?

Später. Ich habe Ihnen da zu wenig Versen einen langen Commentar geschrieben; aber Sie erhalten dadurch zugleich einigermaßen einen Begriff von dem Boden, auf dem ich gewachsen. Das starke Heimatsgefühl in mir, die jeden Tag mehr empfundene Unmöglichkeit, mich anderswo (namentlich hier) zu acclimatisieren, mag wohl damit zusammenhängen, daß meine Vorfahren sowohl von Mutters als Vaters Seite Jahrhunderte lang respectiv in ihrer Vaterstadt oder auf ihren ländlichen Erbsitzen gehaust haben, und daß ich mit diesem Bewußtsein, und als könne das gar nicht anders sein, aufgewachsen bin. In Husum lebte ich gleichsam in einer Athmosphäre ehrenhafter Familientraditionen; fast alle Handwerkerfamilien hatten in irgend einer Generation einen Diener oder eine Dienerin unsrer Familie aufzuweisen; die Namen meiner Voreltern waren mit der guten alten Zeit verschwistert, wo noch mein Urgroßvater, der alte Kaufherr Friedrich Woldsen, jährlich einen großen Marschochsen für die Armen schlachten ließ. Meine Mutter gehört durch ihre beiden Eltern dem jetzt ausgestorbenen althusumschen Patriziate an, woraus Jahrhunderte hindurch die

bedeutenden Kaufherrn, die Sindici und Bürgermeister der guten Stadt hervorgingen. Da der männliche Familienzweig der Woldsen in der Hauptlinie ausgestorben, so bin ich wie auch meine Jungens „Woldsen Storm“ getauft, um den Namen zu erhalten. Daneben habe ich, wie alle Erstgebornen in der väterlichen Familie, noch den „Hans“ vor dem „Theodor“, welcher letztere, bei dem ich genannt werde, lediglich seiner Zierlichkeit wegen aus dem Kalender herausgesucht sein soll. In Westermühlen waren wir beiläufig mitunter sechs und sieben Hänse (Storm) beisammen und es gehörte Übung dazu, um nicht in Confusion zu geraten.

3. December

Endlich habe ich auch einmal wieder ein Exemplar Ihrer Gedichte in Händen, die jetzt glücklich in den hiesigen Buchhandlungen angelangt sind. Ich habe verschiedentlich daraus vorgelesen; vor einem kleinen auserlesenen Kreise glückte es mir neulich außerordentlich; und als die Empfänglichkeit der Hörer mit jedem Stücke stieg, schien ich mir zuletzt selber derart zu lesen, daß ich mir lebhaft den Dichter selber unter meinem Publikum wünschte. Ich las zweite Auflage Seite 73 [„Das verlassene Mägdlein“], 74 [„Agnes“], 186 [„Wo find ich Trost?“], 30 [„Septembermorgen“], 61 [„Gesang zu Zweien in der Nacht“] (Ich glaube mich zu erinnern, daß in der ersten Auflage das Gedicht nur aus den beiden Absätzen „Wie süß der Nachtwind usw.“ und „Wie ein Gewebe zuckt“ be-

steht [Storm hat recht, Mörike hat das Gedicht, das ursprünglich „Nachts“ überschrieben war, weiter ausgedehnt], ich würde dies vorziehen, denn diesen wunderbaren Versen, worin der Dichter uns die Urform der Dinge zu offenbaren scheint, sind die andern Teile des Gedichts nicht ebenbürtig und — die ersteren bilden ohnehin ein geschlossnes Ganze für sich.) 60 [„Heimweh“], 138 [„Auf einer Wanderung“], 240 [„Ach nur einmal noch im Leben!“], 69 [„Schön Rohtraut“], 53 [„Mein Fluß“], 169 [„An einen Liebesdichter“], 266 [„An meinen Vetter“], 247 [„An Longus“], „die Schweinsfüß“, den „Rettich“, — und mein Publikum blieb immer voll frischen Interesses. „An einen Klavierspieler“, das sich besondern Beifall gewann, wurde von einem gegenwärtigen desgleichen und zwar selten vortrefflichen Künstler durch die Vogel-Etüde von Henselt belohnt, auf die mir ganz besonders der letzte Vers zu passen schien. Kennen Sie sie nicht, so lassen Sie sich sie womöglich einmal spielen, ich habe in dem Genre fast nichts Reizenderes gehört; es klingt wirklich als ginge es auf goldnen Saiten. In der literaria las ich neulich auch eine series Ihrer Gedichte und vor Allem schien „Der Sehrmann“ [„An Longus“] und „O Fluß, mein Fluß“ anzusprechen; aber ich las nicht so gut; ich war meines Publicums von vorn herein nicht so gewiß; es fehlten die Frauen und die Jungen. Von auf Frau Gretchen bezüglichen Sachen hat mir und Constanze am besten „An Elise“ gefallen; die

„schwarzen Augen“ S. 232 haben wir uns wohl gemerkt. [„Auf den Tod eines Vogels“.]

Der Schluß meines „grünen Blattes“, um noch einmal darauf zurückzukommen, ist mir neulich beim Wiederdurchlesen allerdings selbst bedenklich vorgekommen, d. h. nicht der allerletzte Schluß, der eigentlich nur dem Rahmen des kleinen Bildes angehört, sondern der, welcher den Abschied im Walde schildert. — Mir ist aber, seit ich in der Fremde bin, als sei das rechte warme Productionsvermögen in mir zerstört. Vielleicht wenn ich erst wieder festern Boden fasse.

[Der bis hierher geschriebene Brief wurde noch nicht abgesandt, weil Storm nach einem Brief an seine Eltern vom 17. Dez. 1854 erst Antwort auf Brief 6 von Mörike erwartete. Er schreibt: „Ich hoffe zu Weihnachten auf einen Brief von Ed. M., der mir vielleicht sogar ein paar handschriftliche Lieder von Uhland und Kerner schicken wird, wozu er mir in seinem letzten Briefe Hoffnung machte.“ Diese Antwort kam indessen nicht.]

Potsdam, den 5. August 1855

Auf diesem alten und, wie ich jetzt sehe, sehr kindlich geschriebnen Fragment fahre ich fort.

Verehrter Freund! Wenn ich an meinen letzten Brief denke, der mit unsern Typbildern hoffentlich in Ihren Händen ist, so fallen mir allerlei Dummheiten ein, die darin stehen, und deren jede für sich



Ludwig Uhland 1860

schon Ihre Antwort zurückgehalten haben kann. Nun aber liegt folgender casus vor! Meine Eltern, die eine Zeitlang bei mir zum Besuch gewesen, reisen von hier nach Heidelberg, und ich reise mit ihnen.

Hätten Sie etwa, Sie und die Ihrigen einen halben Tag für mich übrig, wenn ich von dort einen Abstecher nach Stuttgart machte?

Ich schreibe dies nicht ohne einiges Zagen, und fürchte schon, Sie werden auf einer Ferienreise oder es werde sonst ein Hindernis sein, das mir diese große Freude vereitle. Bin ich doch während des 14tägigen Besuchs meiner Eltern hier bis auf die ersten Tage beständig bettlägerig gewesen, und stehe jetzt erst auf, da sie weiterziehen. Ich werde mich noch einige Tage erholen und dann Mittwoch ihnen nachreisen. Fürchten Sie des ungeachtet nicht, einen kränklichen Mann zu begrüßen. Ich bin nur dies eingesperrte Leben in wenig heißen Zimmern nicht gewohnt; da kommt denn Rheuma und Nervenabspannung mitunter zum Äußersten. Hoffentlich werde ich noch diesen Herbst (vielleicht in Prenzlau) als Kreisrichter eine feste Stellung bekommen, dann werde ich auch in dieser Beziehung mich besser vorsehen.

In Heidelberg denke ich Freitag 10. August, vielleicht schon Donnerstag einzutreffen; Sonnabend, Sonntag oder Montag, spätestens Dienstag würden dann die Tage sein, aus denen einer für die Stuttgarter Tour zu wählen wäre. Dürfte ich Sie nun

bitten, mir („Assessor Th. Storm aus Potsdam") poste restante nach Heidelberg eine kurze Nachricht zu schreiben, ob ich Sie, verehrtester lieber Mann, diese Tage daheim treffen werde, und etwa an welchem Tag am liebsten? und zwar so, daß ich den Brief sogleich bei meiner Ankunft in H. schon vorfände, wo ich Ihnen dann umgehend ein Bestimmtes melden würde.

Meine Frau leider „muß ferne sein, muß ferne sein!" Vor etwa acht Wochen hat der Storch uns wieder einbeschert, und zwar endlich eine Lisbeth. Mutter und Kind sind wohl; die erstere grüßt herzlich und wird mich mit sehnsüchtigen Augen begleiten.

Und jetzt — möge mein Brief Sie alle wohl antreffen und möge er nicht unwillkommen sein.

Herzlich Ihr

Th. Storm.

NB. Wenn Sie einen „Groth Quickborn" zur Stelle hätten, so läse ich Ihnen gern ein oder andres Stück.

---

8. Mörike an Storm

(Stuttgart, den [8.] August 1855)

Welche liebliche Aussicht, mein teurer Freund, Sie in Person hier bei uns zu haben! Meine Freude darüber war so groß, daß das böse Gewissen das Fünkchen von Schrecken (der entsetzlichen Briefschuld wegen) augenblicklich darin erlosch und unter-

ging. Sonnabend, Sonntag, Montag, Dienstag, ein jeglicher Tag, wo es taget und nachtet, ist gut, wenn er Sie herbringt. Eine kurze Anzeige desselben wäre wohl recht, damit wir jeder möglichen Störung und bösen Zufällen vorbeugen. Ich werde zur gesetzten Viertelstunde (wenn Sie mir diese auch vielleicht bemerken könnten) im Wartesaal des hiesigen Bahnhofes sein und meinen Mann aus den tausend Gesichtern, nach dem über meinem Sofa hängenden Signalement, auf den ersten Blick erkennen. Jenes Profil [Storms Frau] aber finde ich nicht — das ist leidig! Wir wollen es zusammen recht lebendig unter seinem Glase werden lassen. Ich kenne Sie nun beinahe allesamt von den Enkeln hinauf bis zu den Großeltern. Es ist herrlich, was Sie uns da neuestens wieder erzählen! — Von den Gründen meines non scripsisse, die eigentlich ganz unergründlich sind, hier weiter nichts, als daß mir wohl die Fülle und Güte Ihrer Gaben selbst das erste Hindernis gewesen. Ich habe außer mir und den Meinen noch ein paar gute Seelen damit erquickt, ja recht damit geprangt — und dennoch blieb Dank und Erwiderung — in Hoffnung auf, ich weiß nicht was, immer verschoben. Jetzt wissen wir's zwar. Also: tausend Willkommen! Auch von Gretchen und Clara.

Empfehlen Sie mich Ihren Eltern innig und ehrerbietig.

Ihr treuer

Mittwoch. Mörike.

9. Storm an Mörike

Heidelberg, Gasthof zum Ritter, [12.] August 1855, Sonntag Abend

Erst heute Mittag sind wir hier angekommen, und der schriftliche Empfang, den ich von Ihnen vorfand, hat mir Heidelberg so schön wie möglich gemacht. Ich denke nun — und hoffentlich ist auch Ihrerseits dabei nichts im Wege — am Mittwoch Morgen 7 Uhr 20 Min. von hier zu fahren, und dann 11 Uhr 5 Min. in Stuttgart einzutreffen; meine Eltern werden dann Donnerstag nachkommen, so daß mir denn mindestens für den ganzen Mittwoch von 11 Uhr ein ungestörtes Beisammensein mit Ihnen und den Ihrigen vergönnt ist. — Mein süßes geliebtes Profil ist in dieser Zeit ein wenig bleich und schmal geworden; sie hat ihr kleines Mädchen nicht umsonst. Wie gerne brächte ich sie Ihnen einmal und wie gerne ließe sie sich bringen! Ihr Briefschweigen sei Ihnen ganz verziehen; ich werde mich aber künftig nicht wieder dadurch bange machen lassen. Und jetzt leben Sie wohl für heute, grüßen Sie Ihre Frauen und gehen Sie gut mit mir und meiner Dummheit um, wenn ich mich am Mittwoch wirklich in Ihre Hände liefere. Ob Sie mich wohl finden werden? Die Sonne hat mir gestern eine rote Nase gemacht, die mir übel zu Gesichte steht; nötigenfalls möge dies „besondere Kennzeichen" Ihnen zu Hülfe kommen.

Meine Eltern erwidern Ihren freundlichen Gruß.

Wie immer Ihr

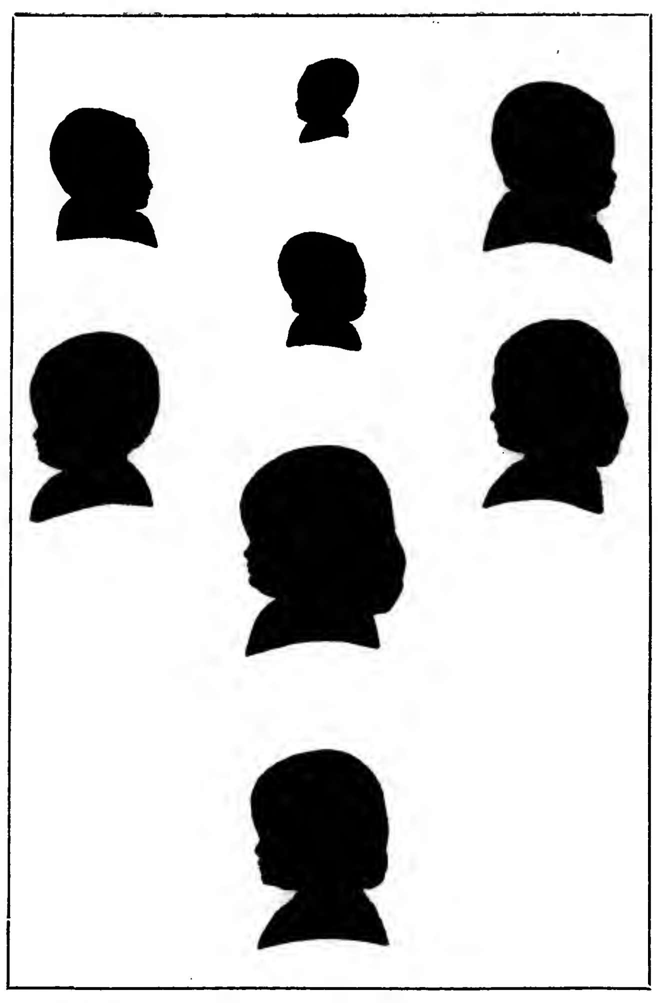
Th. Storm.

An welchem Tage das erste und einzige persönliche Zusammensein der beiden Dichter in Stuttgart stattgefunden hat, konnte bisher weder aus den kurzen Briefen beider vom August 1855, noch aus sonstigen Aufzeichnungen Storms genau festgelegt werden. Nun aber ist es mir gelungen, aus einem dem Nachlasse Wilhelm Hartlaubs entstammenden, für Mörikes Lebensgeschichte mancherlei wichtige Daten von 1854 ab aufweisenden „Besuchs- und Reisebüchlein" auch dieses immerhin bedeutsame Datum festzustellen. Nach den handschriftlichen Eintragungen weilte Mörikes Herzensfreund, der Pfarrer vom nicht allzu weit abgelegnen Dorfe Wimsheim, Wilhelm Hartlaub, vom 12.—17. August 1855 bei Mörikes zu Gast. Da, wie aus dem Folgenden und auch aus Storms „Erinnerungen an Mörike" hervorgeht, an Mörikes Stelle sein Freund Hartlaub den von Heidelberg kommenden Storm auf dem Stuttgarter Bahnhofe in Empfang nahm und dies Mittwochs stattfand, ist nunmehr bestimmt, daß Storm am 15. und 16. August 1855 als Gast in der Alleenstraße 9, bei Mörike weilte. Von diesem Datum ausgehend, konnten die beiden Briefe 8 und 9 genau datiert werden.

Über den Besuch bei seinem Freunde in Stuttgart berichtet Storm aus frischer Erinnerung heraus und fast möchte ich sagen, unbefangener als er es 20 Jahre später nach gemachten Aufzeichnungen in seinen „Erinnerungen an Eduard Mörike“ getan hat, in einem Briefe vom 28. September 1855 seinem Freunde und Studiengenossen, dem Amtssekretär in Rendsburg, Hartmuth Brinkmann, das Folgende:

„Auf dem Bahnhofe in Stuttgart empfing mich nicht Mörike — er gab gerade seine einzige Unterrichtsstunde (Literaturstunde) am Katharineum —, sondern sein Dir aus den Gedichten bekannter Freund Wilhelm Hartlaub, der Pfarrer in der Nähe ist, und Mörike oft besucht, ausgerüstet mit einem lateinischen Beglaubigungsschreiben Mörikes: ‚Salve Theodore! Negotio publico distentus amicum, ut meo loco te excipiat, mitto carissimum.‘ Hartlaub ist eine hagere, fadenscheinige Pfarrerfigur, aber mit einem innerlich sehr ernsten Wesen und unter den Verehrern seines Freundes der erste. Auf dem Wege zu Mörike erzählte er mir, daß dort, was ich noch nicht wußte, vor vier Monaten ein Töchterchen, Fanny, angelangt und daß ‚der Eduard‘ sehr glücklich sei. ‚Sie kommen zur glücklichen Stunde‘, sagte er, ‚der Eduard hat was vollendet, was von überwältigender Schönheit ist‘.“

Als wir anlangten, war Mörike noch nicht da. Hartlaub ging, die Frau Doktorin zu holen. Ich besah mir das Quartier. Sie wohnen drei Treppen



Mörikes Tochter Fanny vom Tauftage (7. Mai 1855) bis zum Alter von 2 Jahren und 2 Monaten

Scherenschnitte von Luise Walther (Originalgröße)

hoch, sind einfach, aber behaglich eingerichtet. Die Möbel, wie überall im Süden, von Nußbaum, was mir sehr gefiel. An den Wänden einige gute Bilder und Raritäten. Aus den Fenstern sieht man zwischen den gegenüberliegenden Häusern hindurch auf Weinberge, die die Stadt umgeben.

Bald kam Frau Gretchen — eine schlanke Gestalt von 35 Jahren, mit edlen Gesichtszügen und besonders schönen, sanften und dabei doch schelmischen Augen, aber mit einem sehr wetterbraunen Teint ... Frau Gretchen hieß mich im allerschwäbischsten Akzent willkommen und setzte mir zum Frühstück gesottene Kringel, ungesalzene Butter und Käse vor, nebst selbstgezogenem Wein, der natürlich wie Wasser aus Biergläsern getrunken wurde. Dann kam Eduard Mörike. Er sieht beweglicher, nicht so bürgerlich vornehm aus, wie auf dem Dir bekannten Bilde, obgleich er bei Gelegenheit sehr vornehm soll sein können. Denn ein hiesiger Bekannter, der ihn besuchte und wohl nicht recht mit ihm zu Gange gekommen ist, meinte auf diese Äußerung: „Den Teufel auch!" Seine feinen Züge sind etwas verfallen, er ist kränklich, Hypochonder, so daß ihm nur ein paar Stunden Arbeitsfähigkeit des Tages bleiben. Er ist jetzt 50 Jahre alt.

Er nahm mich bei beiden Händen, guckte mir in die Augen und sagte zu seiner Frau gewandt: „Gelt, Alte, so habe wir uns ihn ungefähr vorgestellt." Mein und Constanzes Bild hängen seit einem Jahre

über seinem Sofa. Er ist in seinem Wesen ganz wie in seinen Schriften. Mir ist nie ein Mensch vorgekommen, der sich mit solcher Gegenständlichkeit ausdrückt. „Als ich vorhin bin heraufgekomme, hab ich mir die Stufe müsse darauf ansehe, ob wohl der Storm darüber gestiege is.“ Dann führte er mich in die Schlafstube und zeigte mir zwei Rotkehlchen. Ich hatte ihm von meines Vaters Spreen geschrieben. „Richtige Gold- und Silberfäde ziehe sie heraus; sie singe so leise, man meint, sie wolle das Kind nit wecke.“

Bei ihnen im Hause ist Mörikes Schwester Clara und seine Schwiegermutter. Nachdem wir gegessen und Kaffee (dazu schwäbisches Gebäck) getrunken hatten, gingen wir, Mörike, Hartlaub und ich, ein paar Stunden meist in der Stadt spazieren. Die Stadt machte mir durch ihre altertümliche Einfachheit einen behaglichen Eindruck, zumal auch die Kleidung der Leute mir hier viel anspruchsloser als im Norden erscheint. Dazu die freundlichen Weinberge, die man überall sieht, und dann war ich in so guter Gesellschaft. Nach Hause zurückgekehrt, zogen wir uns in das hintere Zimmer zurück. Mörike machte, obwohl es noch hell war, die Jalousien dicht, ließ eine Lampe bringen und fragte seine Frau, „ob sie was Warmes zu schlürfe hab“. Dann Tee mit schwäbischem Gebäck. Mörike schleppte mir aus seiner kleinen Arbeitsstube seinen großen Korduanlehnstuhl herbei. Ich begann zu trinken und er las,

und zwar gut und ohne Dialekt „Mozart auf der Reise nach Prag“. Es ist ein kleines Meisterstück, worin alles frei erfunden ist. Bei einer Lesepause wandte sich Hartlaub ganz erregt nach mir um: „I bitt Sie,“ sagte er, „ist das nu zum Aushalte?“ Es war in der Tat schön. Mörike ist ein eifriger Musikkenner, kommt aber mit seiner Liebe nicht über Haydn und Mozart hinaus, die er und Hartlaub „die Seligen“ nennen, wie Schiller und Goethe. Tags darauf — (ich logierte bei Mörike und schlief wie ein Prinz unter der schönsten, purpurseidenen Steppdecke) — kamen meine Eltern und wir machten nun noch mit Mörike und seiner Schwester einen Spaziergang. Da hättest Du Mörike und meinen Alten Arm in Arm die Stadt beschauen sehen sollen, beide den Hut im Nacken und in der besten Laune. Mitunter ließ Mörike los und faßte mich unter den Arm: „Aber, en passant, Sie habe recht liebe Eltern.“ Dann wandte er sich, als wir vor der Schillerstatue standen, vom Alten zu mir und erklärte: „Der Alte sieht aus wie ein Schweizer.“ Dieser nahm das Kompliment nicht an und erklärte: „Ach wat, ik bün man en Westermöhlener Buerjung.“ Halberwege verstanden sie sich nicht wegen des gegenseitigen Dialekts, doch kamen sie fürtrefflich miteinander aus.

Als wir ein Stündchen gegangen waren, sagte Mörike wieder: „Ihre Frau Mutter hat so was Klares, Leuchtendes, Liebe Erweckendes. I komm



Mörikes Spiegelvers, 1839 als Einzelblatt
auf Glanzkarton zweifarbig lithographiert erschienen
(Original aus Hartlaubs Nachlaß im Besitz des Herausgebers)



Agnes Strauß, geb. Schebest
(Original aus Mörikes Besitz)

aus mei Freud und mei Staune gar nit heraus. Sie habe wirklich prächtige Eltern." ...

Denselben Abend fuhren wir nach Heilbronn. Ich wollte noch auf Mörikes dringende Zurede Kerner in dem eine halbe Stunde entfernten Weinsberg aufsuchen — „Sie sehe ihn zum letzte Mal!" —, aber wir kamen gar zu spät dort an. Anderen Morgens fuhren wir den Neckar hinab ..."

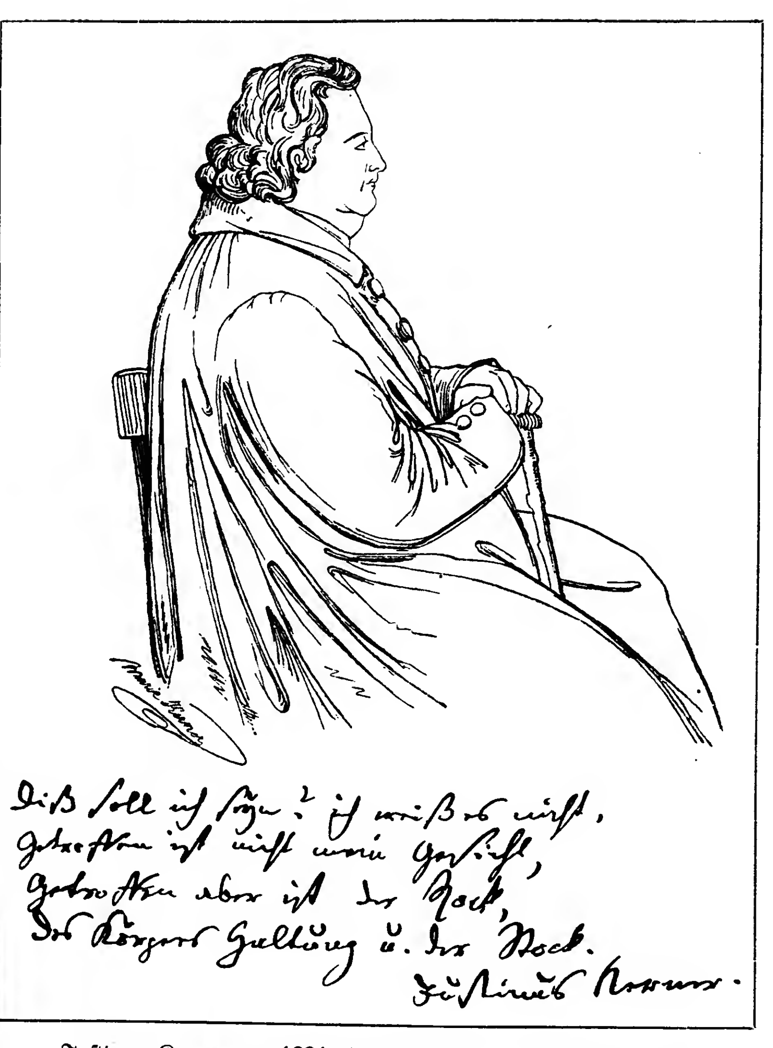
10. Storm an Mörike

Potsdam, Waisenstr. 68, 27. August 1855

Seit dem 22. d. M. bin ich denn wieder bei den Meinigen, und habe mich schon fast gänzlich arm erzählt. Constanze hat in Dank und Demut ihr Diplom empfangen, [beim Abschied empfing Storm von Mörike als Geschenk für seine Frau „eine Art schelmischen Schönheitsdiploms, ein zierlich, jedoch verkehrt auf Glanzkarton gedrucktes Gedicht, wodurch die Adressatin genötigt wird, damit vor den Spiegel hinzutreten... Er habe, bemerkte Mörike, das Blatt für Agnes Schebest machen lassen, pflege es aber auch wohl an andere würdige Personen zu verabreichen", sagt Storm in seinen „Erinnerungen". Es ist der sogenannte „Spiegelvers" mit reizenden Rahmenzeichnungen von Nisle, „Ein artig Lob, du wirst es nicht verwehren", der im Jahre 1839 als Einblattdruck erschien], der kleinen Lisbeth sind die Schühlein mit einem Gruß von Fanny auf die

Wiege gelegt, — mögen die jungen Damen sich einmal freundlich im Leben begegnen!

Die letzten Reisetage ließen mir Muße, in Gedanken noch recht bei Ihnen und in Ihrem Kreise zu sein; es war Alles, wie ich es mir gedacht, nur in kleinen Zügen hie und da ein Andres. Ihre Schriften erscheinen mir nun als ein ganz natürlicher und notwendiger Ausfluß Ihres Wesens; die sanft auftretende Freundlichkeit Ihrer Frau, die doch nicht ohne Schelmerei scheint, das ruhige, in sich geschlossene Wesen Ihrer Schwester Clara, das ich mir nur äußerlich ein wenig mehr hervortretend gedacht hatte — mir ist, als hätte ich Alles, selbst die kleine Fanny, schon vorher aus Ihren Schriften gekannt. Der kurze Tag wird, so lang ich lebe, zu meinen teuersten Erinnerungen gehören; nur wünschte ich dennoch, wir hätten einmal so recht selbander beim Mergentheimer, der mir übrigens — sub rosa! — eine leichte körperliche Buße auferlegt hat, gesessen; doch — Sie, lieber verehrter Mann, Sie kommen noch zu mir, und sitzen auch einmal in meiner Familie, Sie haben ja über Ihre Zeit so ziemlich zu disponieren. Auf Ihrer großen Reise nach dem Norden machen Sie Halt bei uns, wir richten Ihnen ein Zimmerchen ein; Sie arbeiten sogar poetice, Abends am Teetisch; Sie glauben nicht, wie lieb Constanze ist. So eine Veränderung würde Ihnen körperlich wohl tun, und unter diesem Titel auch Frau Gretchen nichts dawider haben, Sie eine Zeit



Justinus Kerner vor 1834, lithographiert von seiner Tochter.

(Original im Besitz des Herausgebers.)

zu missen. Glaubt mein alter törichter Vater doch sogar, Sie könnten ihn in Husum besuchen. So übel wär's beiläufig nicht; da könnten Sie Land und Leute kennen lernen, und im Übrigen ist gut Quartier in meiner Eltern Hause. Überlegen Sie's einmal auf nächsten Sommer! Es ließe sich trefflich verbinden; von meinem Wohnort — annoch X — reisen wir beide dann zusammen an die Nordsee. Ich werde — wenn wir allerseits leben — rechtzeitig wieder anfragen.

Kerner hab ich leider nicht gesehen; wir kamen erst ½9 im Dunkeln nach Heilbronn; so spät konnte ich doch den alten Herrn nicht überfallen. Die Neckarfahrt wurde etwas durch einen kalten Wind beeinträchtigt; besser gelang die Rheinfahrt von Mainz nach Cöln. In Bingen waren wir Nachts; es war gerade das vom „Seligen" [Goethe] beschriebne Rochusfest; doch hab ich nichts davon gesehn als einige Bettelmönche auf dem Dampfschiff und einige bezopfte Kellner im Hotel. Aber am andern Morgen sah ich den alten Strom in solchem grünen Dufte, daß mir mit einem Mal seine ganze Poesie lebendig wurde, — ich hörte die Lurleilieder; Brentano's Märchen fuhren singend den Strom hernieder. Leider war unser Reisen nur zu sehr ein bloßes Besehen. Diese Eile saß mir auch bei Ihnen wie eine heimliche Unruhe im Herzen.

Gern hätte ich noch ein Näheres über die neue Auflage des „Nolten" mit Ihnen geredet. — Einer

Bemerkung, die Sie übrigens zu nichts in dieser Beziehung zu veranlassen beabsichtigt, wollen Sie hier ein stilles Plätzchen gönnen:

Es ist mir von verschiedenen Lesern des „Nolten“ die Äußerung gemacht, daß sie bei dem Larkens die Darstellung oder wenigstens eine bestimmtere Andeutung der Begebenheiten vermißten, aus denen sich sein trostloses Geschick entwickeln konnte. Dieser Einwand hat vielleicht einige Berechtigung wegen der bedeutenden Stellung, die Larkens in der Erzählung einnimmt. Mir ist es, wie ich mich sehr wohl erinnere, ebenso gegangen, und erst später hat sich mir diese Lücke in gewisser Weise persönlich dadurch ausgefüllt, daß mir diese Figur in einem ähnlichen Verhältnis zum Dichter erschienen ist, worin z. B. Werther zum Goethe steht; nur daß der Dichter des Larkens über das, was er selbst in und an sich erfahren, hinweggeht, und uns nur die finstersten Consequenzen daraus in seiner poetischen Figur zur Anschauung bringt, welche er selbst durch seine größere Kraft, vielleicht mit Hilfe dieser poetischen Befreiung vermieden hat. Das Bedürfnis des Dichters war hier nicht zugleich, wie im Werther, das Erlebte zu rekapitulieren, sondern lediglich das letzt mögliche Resultat festzustellen. Ich mag mich irren; denn die Hermeneutik ist eine zweifelhafte Kunst; dennoch wundre ich mich, daß kein Beurteiler des Buchs darauf gekommen.

Noch eins in Betreff des „Nolten“, oder viel-

mehr der neuen Auflage desselben. Veranlassen Sie doch Ihren Verleger, dem Buche einen guten Kupferstich des anmutigen Jugendbildes von Ihnen beizugeben. Es scheint mir so ganz dahin zu gehören.

Und nun noch eine Bitte, die auch in gewisser Beziehung zu einer der letzten Partien des „Nolten“ steht. — Sie sprachen bei Gelegenheit der „Seherin von Prevorst“ [von Kerner] von derartigen eignen Erfahrungen, die Sie mir mitteilen wollten. Lassen Sie dies, bitte, etwa auf einem aparten Stückchen Papier, das Sie gelegentlich einem Briefe anlegen, geschehen! Einen kleinen, vielleicht nur scheinbar unbedeutenden Beitrag kann auch ich liefern, und will ihn hier erzählen.

Hans war ein Jahr alt, und meine Frau hatte ihn seit einiger Zeit wegen Nervenschwäche in der Mädchenstube schlafen lassen müssen, die sich neben unserm Schlafzimmer befand. Unsre beiden Betten standen dicht nebeneinander. — Eines Abends hatten wir mit Freunden (Prof. Mommsen in Eisenach) [Tycho Mommsen, 1819—1900, zuletzt Gymnasialdirektor in Frankfurt a. M.] darüber gesprochen, in wiefern Jemand durch bloße Vorstellungen oder Gedanken in einem Andern ähnliche oder correspondierende bewirken könne. Nachdem meine Frau und ich zu Bett gegangen, und etwa ein paar Stunden geschlafen hatten, erwachte ich mit der lebhaften Vorstellung, daß der kleine Hans neben mir auf dem Kissen

sitze. Während ich im Bette aufgerichtet, die Stelle betrachte, wo nach meiner Meinung sich das Kind befinden sollte, erwacht auch Constanze, und fragt mich sogleich: „Du, hast Du Hans bei Dir im Bett?“ — „Nein, warum meinst Du das?“ — „Ach, es war mir nur so.“ Da hatten wir Beispiel und Bestätigung zugleich. Man könnte sagen, ich hätte im Traum geredet und Constanze hätte das gehört. Ich tue dies aber nie; auch schlief Constanze noch, während ich schon wachte. —

Das beifolgende Exemplar der „Gedichte“ bitte ich in Hartlaubs Hände gelangen zu lassen mit der Bitte um freundliche Annahme. Zugleich bitte ich, ihm als Beitrag zu unserm Gespräche über vaterländische Poesie mitzuteilen, daß mir gestern von einem Herrn von — —, gewaltigem Anti-48ger, die Erklärung wurde, vaterländische Poesie sei, wenn z. B. ein Preuße Kriegslieder für die Preußische Armee schreibe. Kann man nun so etwas schön Dummes passieren lassen, ohne es zu „spießen“? Man braucht selber gar nichts hinzu zu tun.

„Ich meine in dieser Weise:
Wenn Einer, z. B. ein Preuße,
Kriegslieder schrieb für die Preuß'sche Armee.“

Mit meinem beifolgenden Büchlein hab ich mich nicht ohne Grund an die frauliche Milde gewandt. Mir ist, als hätte ich die „Angelica“ nicht sollen drucken, sondern als Studie ruhig im Pult liegen lassen. Mir ist nicht ganz wohl, nun sie draußen

in der Welt ist. Ich werde mir aber für ein etwanig ander Mal dies Gefühl der Unbehaglichkeit zu ersparen wissen. [„Eine reine Herzensgeschichte“ hatte er in einem Briefe an Heyse vom 8. Mai 1855 die „Angelica“ genannt, die in einem Bändchen mit „ein grünes Blatt“ 1855 erschien.] Das „grüne Blatt“ ist wesentlich nach Ihrem Rate, doch leider etwas invita Minerva überarbeitet; an Fülle hat es jedenfalls etwas gewonnen.

Soeben heißt unser Arzt uns Präservativmittel gegen die Cholera im Hause zu halten, die hier einzeln, aber immer sofort tötlich aufgetreten ist. Es ist ein eignes Gefühl, sich mit seiner Familie diesem ungeheuern Zufall preisgegeben zu wissen. Ich lebte noch niemals, wo diese Krankheit war.

7. Oktober

Der Brief ist unverantwortlich liegen geblieben, weil ich noch immer keine „grünen Blätter“ vom Verleger erhalten habe, von denen eines ihn doch begleiten sollte. Aber morgen müssen sie kommen. — Ich habe, seit ich das Letzte schrieb, mich gar oft gefragt: weshalb bist du nach Preußen, weshalb nicht nach Schwaben gekommen? Ich habe Vischers Aufsatz „Strauß und die Wirtemberger“ gelesen [„Kritische Gänge“ 1844, Bd. 1], worin er die Süddeutschen und Norddeutschen (er meint freilich eigentlich die Berliner) einander gegenüberstellt, und mich durchweg den Ersteren viel verwandter



Friedrich Theodor Vischer 1865
(Original aus Mörikes Besitz)

gefühlt als seinen Norddeutschen, unter denen ich seit Jahr und Tag nun lebe. Mein Vater schrieb mir sogar neulich in ganz ernsthaftem Ton, er habe daran gedacht, sich am Neckar anzukaufen; die Heimat sei ihm doch verleidet. Daraus wird nun freilich nichts, und er würde die Heimat auch in ihrer jetzigen traurigen Gestalt nur schwer entbehren können. Die Reise ist den Eltern übrigens gut bekommen, obgleich meinem guten Vater seine wirklich massenhafte Arbeit anfänglich etwas sauer geworden ist. — Es war doch schön, daß sie auch noch meine Eltern kennen lernten! Mir ist, als hätte ich mich dadurch erst recht Ihrer persönlichen Teilnahme versichert.

Vor einigen Tagen war ich in Berlin. Eggers und Lübke [Wilhelm L., der Kunsthistoriker, 1826 bis 1893] (Kunstmensch und vortrefflicher Klavierspieler) hatten Ihren „Mozart" gelesen und waren ganz entzückt davon. An die poetische Übersetzung der über Ihrem Sofa hängenden Landschaft hab ich auch mitunter gedacht. [Storm in seinen „Erinnerungen": „Über dem Sofa zwischen den Lichtbildern von mir und meiner Frau hing eine in Öl gemalte Mondscheinlandschaft; Mörike meinte, es stecke ein Gedicht darin. „Eine Nachtuhr!" sagte er und zeigte auf einen Felsblock im Vordergrunde des Bildes, über den, vom Monde beleuchtet, ein rieselndes Wasser tropfenweise herabfiel. Aber soviel ich weiß, ist dies schon keimende Gedicht nicht

zur Entfaltung gekommen."] Mit dem Vordergrunde käm ich in meiner Weise vielleicht zurecht; aber hinten! — ich weiß nicht, wie sich das Mondlicht mit den Bergen verträgt. Ja, wenn's das Meer wäre! z. B. Ich will Ihnen Eins dergleichen aus der demnächstigen zweiten Auflage der Gedichte ausplaudern. [Beigelegt ist das Gedicht „Am Strande bei Husum".]

Die beiden ersten Zeilen der 4. Strophe sind mir eigentlich noch nicht tief und individuell genug gefaßt, obgleich der Sache nach richtig. Es kommt nämlich darauf an, das Geräusch des Windes von dem des Meeres zu trennen. Wie oft, wenn ich an stillen Herbstabenden aus meiner Hoftür und in meinen Garten trat, hörte ich in der Ferne das Kochen des Meers. Und wie liebte ich das! schon damals; und wie erst jetzt!

13. Oktober

Gestern erst ist das „Grüne Blatt" gekommen; so pack ich denn für diesmal zusammen, und danke noch einmal herzlich, und Constanze mit mir, für die guten Stunden, die mir bei Ihnen und den Ihrigen geworden sind.

Ihr

Th. Storm.

11. Storm an Mörike.

Potsdam, Waisenstraße 68,
den 2. Dezember 1855

Beifolgend, verehrter Freund, kommt nun die neue Auflage der „Gedichte" und bittet um ein Plätzchen auf Ihrem Repositorio. Viel Neues wird für Sie nicht darin sein; aber es ist nun doch alles hübsch beisammen. Hinzugekommen sind Seite 6 [„Sommermittag"], 7 [„Meeresstrand"], 29 [„Schlimmes Lieben," zuerst „Geschwisterblut" benannt], 34 [„Mondlicht"], 57 [„Gode Nacht"], 72 [„Aus der Marsch"], 73 [„Am Aktentisch"], 83 Nr. 2 [„Das ist die Drossel, die da schlägt"], 88 [„Vor Tag"], 100 [„Im Herbst 1850"], 103 [„Gräber an der Küste"], 111 [„Weihnachtsabend 1852"], 113 [„Abschied 1853"], 116 [„Für meine Söhne"], 154 [„An die Freunde"], 165 [„Wir sind zwei Kinder hier vom Haus"], 183 [„Was ist ein Kuß?"], außerdem die Zueignung. Das Gedicht Seite 29 hat eine eigene Geschichte. Als ich vor reichlich zwei Jahren zum erstenmal einer Sitzung der Berliner Künstler- und Poetengesellschaft, des sogenannten „Tunnels" [der Tunnel, oder mit seinem prosaischeren Namen „der Berliner Sonntagsverein", war 1827 durch den damals in Berlin lebenden M. G. Saphir gegründet worden. „Lauter ‚Werdende' waren es, die der Tunnel allsonntäglich in einem von Tabaksqualm durchzogenen Kaffee-

lokale versammelte: Studenten, Auskultatoren, junge Kaufleute, Schauspieler, Ärzte ... junge Leutnants, die damals mit Vorliebe dilettierende Dichter waren," erzählt Theodor Fontane in seiner längeren Schrift „Der Tunnel über der Spree, aus dem Berliner literarischen Leben der 40er und 50er Jahre." Späterhin hatte sich die Gesellschaft aus einem Vereine dichtender Dilettanten in einen wirklichen Dichterverein umgewandelt. Die Mitglieder waren nach Kategorien geordnet und jede Person hatte ihren Tunnelbeinamen, so hieß Paul Heyse nach dem Dichter Hölty und Theodor Storm hatte nicht zuletzt seiner Liebeslyrik wegen den Beinamen „Tannhäuser"], beiwohnte, wurde das abschriftlich beiliegende (es ist nicht gedruckt) Gedicht Kuglers vorgelesen und darauf besprochen. Mir gefiel es nicht, namentlich weil mir der so sehr im Stoffe liegende Conflikt von Sitte und Leidenschaft ganz außer Acht gelassen schien. Ich äußerte dies leise gegen Eggers, der hinter mir saß; da ich mich aber hier des Weitern nicht auslassen konnte, so vermaß ich mich kurzweg — denn in demselben Augenblick standen schon die ersten Verse meines Gedichtes mir vor Augen — eine Kritik in Beispiel zu liefern. So entstand das Gedicht [Geschwisterblut], es ist später im Tunnel in meiner Abwesenheit vorgelesen worden und Eggers sagt mir, er habe Himmel und Hölle nie so dicht beisammen gesehen; Kugler war nicht damit einverstanden. Der Stoff ist überhaupt wohl kaum be-

rechtigt; unsre Sitte sträubt sich so dagegen, daß es vielleicht unmöglich ist, das Interesse des Lesers für die Schwester zu gewinnen; auch ist der Schluß sehr heidnisch und ganz innerhalb der Leidenschaft. Ich war daher lange zweifelhaft, ob es aufzunehmen sei. Was meinen Sie davon? Tiefe und Innerlichkeit wird man wenigstens der Behandlung lassen müssen. [Siehe darüber in Fontanes Schrift über den „Tunnel“ Deutsche Rundschau XXIII, 7. April 1896.]

Und nun noch ein Allgemeines. Sie sagten mir bei meiner Anwesenheit in Stuttgart, es habe Sie Wunder genommen, in meinen kleinen Sachen in Prosa keine Spur des Schmerzes über das Schicksal meiner Heimat zu finden. Wir kamen damals nicht dazu uns hierüber näher auszusprechen; die Antwort aber ist die: Sobald ich recht bewegt werde, bedarf ich der gebundnen Form. Daher ging von allem, was an Leidenschaftlichem und Herbem, an Charakter und Humor in mir ist, die Spur meist nur in die Gedichte hinein. In der Prosa ruhte ich mich aus von den Erregungen des Tages; dort suchte ich grüne stille Sommereinsamkeit.

Möge Ihnen denn nun auch diese zweite Auflage lieb sein, wie Sie die Erste freundlich bei sich aufgenommen haben. Könnten Sie irgend ein Wort über dieselbe im „Morgenblatt“ veranlassen, so würde mir das sehr lieb sein; ich möchte wohl in dem schönen Schwaben als Lyriker ein wenig bekannt werden. Doch sollen Sie sich deshalb in keiner

Weise incommodieren; es kommt mir jetzt fast vor, als nehme das „Morgenblatt“ dergleichen nicht auf. [Cottas „Morgenblatt für gebildete Stände“ erschien 59 Jahre lang vom 1. Januar 1807 bis 24. Dezember 1865. Da fast alle Größen Schwabens dieser Epoche in ihm zu Worte kamen, genoß das Morgenblatt ein großes literarhistorisches Ansehen, und es gehört heute zu den wichtigsten Quellen des literarischen Lebens und der Bildungsgeschichte des 19. Jahrhunderts.]

Das Märchen, oder wie es jetzt überschrieben ist, „Hinzelmeier. Eine nachdenkliche Geschichte“, habe ich jetzt — es ist zuerst 1850 geschrieben — umgearbeitet, und zweifle ich nicht daran, daß es Ihnen besser gefallen wird, als die „Angelica“, von der beiläufig ein Kritikus in der Spenerschen Zeitung behauptet, sie sei „so geziert geschrieben und überall auf den äußerlichsten Effekt berechnet, daß der Mangel an Originalität dadurch grell zu Tage trete“.

Meine persönlichen Angelegenheiten anlangend, so bin ich noch immer in Erwartung einer festen Anstellung, was grade nicht zur Behaglichkeit des häuslichen Lebens beiträgt. Im Uebrigen sind wir leidlich gesund. Lisbeth mit ihrem klaren Gesichtlein scheint mir ihrer Mutter ähnlich zu werden, womit ich denn wohl zufrieden bin; ich habe sie oft bei mir im Sofa sitzen, wenn ich schreibe; Sie wissen, ich bin ein passionierter Vater. Darum lassen Sie mich auch in Ihrem nächsten Briefe ein gründliches

Wort von Fanny hören, und namentlich auch die Versicherung, daß Sie sie durchaus nicht aufregen. Hören Sie, Frau Gretchen, sorgen Sie dafür! ich fange an, das bei meinem Hans jetzt zu bereuen. Das Lesenlernen greift ihn so an, körperlich, daß er oft dabei unwohl und dann total dumm wird, während der Riesenjunge Ernst durch dick und dünn liest und schreibt, und dabei mit funkelnden Augen ausruft: „Das is ja nur Spaß!“ Der dritte, Karl, ist auch nur ein zartes Gewächs, aber ein kleiner kluger Plauderer. Nun möcht ich für meine drei Jungens das Märchen von Hansel und Gretel dramatisieren, und mit einem wirklichen Pfefferkuchenhäusel am Weihnachtabend zur Aufführung bringen, — wenn sich bis dahin nur noch die harmlose Stimmung finden will.

Von meinen Eltern sind gute Nachrichten da; meine Mutter ist seit einiger Zeit in Kiel, wo sie meinen jüngsten Bruder Amil, der dort Medicin studiert, einen prächtigen Jungen, in einem jetzt glücklich überstandenen gastrischen Fieber gepflegt hat.

Gestern Abend las ich in einer kleinen Gesellschaft Ihre „häusliche Scene“; ich hatte grade die rechte Stimmung dafür; und „sehr fein!“ riefen wir ein übers andre Mal. Aber so geht's: früher, ich schrieb es Ihnen, gefiel sie mir nach dem „Turmhahn“ nicht so recht. Jedes Ding will eben seine eigne Stunde haben.

Und nun leben Sie wohl für diesmal, und haben

Sie einen frohen Weihnachten mit ihren beiden lieben Frauensleuten und ihrer kleinen Fanny! Constanze grüßt Sie alle herzlich!

Und, liebster Mörike, wann reisen wir nach Husum?

Ihr Theodor St.

Wie stark sich Storms Seelenleben mit den Erinnerungen an die Besuchstage bei Mörike immer noch befaßte, beweist die Schilderung eines Traums, den Storm am 14. Dezember 1855 seinen Eltern mitteilt:

Immer, immer — spricht ein Schimmer —
Der von Leichensteinen blinkt —

Diesen Vers hab ich heute Nacht im Traum gemacht, mir steckte eine Erkältung im Blut, da habe ich gleich einen zerbröckelten, unruhigen Schlaf. Mir träumte, ich sei bei Mörike, seine Frau kam herein und brachte einen kleinen in zwei Hälften geschlagenen Marmorblock, den sie mit der Bitte auf den Tisch legte, er möge ihr das Gedicht doch zu Ende machen. Der Stein flimmerte recht im Bruch; Mörike setzte sich ans Klavier und suchte das Ende der Melodie; ich aber wußte ganz genau, daß der Anfang des Gedichtes — was nämlich der zerbrochene Marmorstein war — laute „Immer, immer spricht ein Schimmer, der von Leichensteinen blinkt!" — In dieser Traumstimmung ging ich aufs Gericht, eine Krähe flog mir grad entgegen durch den braunen Nebel, der zwischen den Häusern stand, überall dicht vor mir herum liefen die Haubenlerchen auf dem Schnee . . ."

Die Gedankenverbindung zu dem in einer Anmerkung von Brief 10 erwähnten Ölbild in Mörikes Zimmer scheint ersichtlich. —

Am 16. Januar 1856 schreibt Storm an seinen Freund Eggers: „Soeben erhalte ich vom Buchhändler Mörikes schöne Novelle ‚Mozart auf der Reise nach Prag' (Stuttgart, Cotta) als Buch zugesandt. — Wäre es nicht gut und löblich, wenn das quasi unter des Verfassers Fahnen aufgetretene Literaturblatt [in der ersten Nummer erschien Heyses prächtiger Aufsatz über Mörike] des deutschen Kunstblattes das Erscheinen des Buches anzeigte und auf es als ein selten wertvolles (oder wie Sie es nennen wollen) Festgeschenk zu dem bevorstehenden hundertjährigen Geburtsfest Mozarts alle Freunde Mozartscher Musik und deutscher Poesie aufmerksam machte. Vielleicht würde dies zur glücklichen Stunde erschienene Buch auch den andern Mörikeschen Dichtungen den Weg bahnen. Es wird indes mehr Mozartsches jetzt erscheinen; es gilt nun das Publikum zu bestandpunkten. Ich bitte Sie darum, als um eine persönliche Gefälligkeit." Eggers wies denn auch im Kunstblatt 1856 auf Mörikes Novelle hin. Am 4. Mai desselben Jahres teilte Storm seinen Eltern mit: „Freund Mörike hat mir neulich seinen ‚Mozart' geschickt, der überall als ein Meisterwerk ersten Ranges anerkannt wird." Einen Brief hat Mörike jedoch der Sendung nicht beigefügt. —

12. Storm an Mörike

Potsdam, Kreuzstr. 15. 3. Juni 1856

Dies Mal, verehrter Freund, werden Sie aber ohne Antwort nicht loskommen; die sämtlichen Argonauten bitten freundlich darum. Die Sache ist die —

Der Buchhändler Trewendt in Breslau will eine Art Jahrbuch für Kunst und Poesie herausgeben (pro notitia: die Sache ist noch Buchhändlergeheimnis), das mit dem „Düsseldorfer Künstleralbum" concurrieren, womöglich aber etwas bessern Inhalt bieten soll, und hat die Redaction des Textes (der auf 6 Bogen berechnet ist) den Dichtern der „Argo", die der (24) Bilder, von denen nach Belieben einige zum Text gezeichnet sein können, einer Anzahl Berliner Maler Riefstahl, Burger, Arnold, Wiesnewsky, Hosemann, Menzel usw. anvertraut. In einer neulich abgehaltenen Versammlung wurde einstimmig beschlossen, Mörike, Geibel und Viktor Scheffel („Ekkehardt", „Trompeter von Säckingen") freundlichst zu ersuchen, unserm Kreise beizutreten.

In diesem Auftrage komme ich denn heute zu Ihnen und bitte, uns nicht zu verschmähen und Ihre milden Beiträge diesenfalls wo möglich, namentlich wenn ein Bild dazu sollte, umgehend, spätestens aber in 4 Wochen an mich einzusenden. Auch Prosa würde Ihnen bis zum Raum von 1 Bogen gestattet sein. Das Honorar ist 16—20 Th. pro Bogen;

ich werde Ihnen natürlich den höchsten Satz veranlassen.

Aber nun keinen Korb! Etwas bitte ich mir jedenfalls aus, zumal es vielleicht der einzige Dienst ist, den ich der Sache leisten kann. Meine Taschen sind augenblicklich gänzlich leer; ich habe die letzte Zeit nur im Preuß. Landrecht gelebt.

Ihr „Mozart", für den ich Ihnen nachträglich Dank sage, hat hier bei Alt und Jung, Mann und Weib den außerordentlichsten Beifall errungen. Das Buch hat zu meiner Freude einmal rasch und glücklich durchgeschlagen. „Es ist," schreibt mir Kugler, dem ich es zum Geburtstag schickte, „eine überaus meisterhafte Arbeit, die mich aufs Tiefste innerlich angeregt und mir ungemein wohlgetan hat."

Wie gerne hätte ich Ihnen meinen „Hinzelmeier, eine nachdenkliche Geschichte" geschickt; aber das Buch soll sofort mit L. Richterschen Illustrationen heraus, und der liebenswürdige Meister leidet an den Augen; wodurch denn das Erscheinen zur Zeit behindert ist. Es wird Ihnen, wenn auch nicht ganz, so doch im ganzen besser gefallen, als mein Letztes. Kuglers treffliche Verurteilung der „Angelica" teile ich Ihnen ein nächstes Mal mit.

Meine Person anlangend, so bin ich gegenwärtig Strohwitwer; seit über 14 Tagen schon sind Frau und Kinder zu den Schwiegereltern nach Segeberg gereist; von dort geht es dann nach einigen Wochen zu meinen Eltern nach Husum. Ich bin vorläufig

mit der Köchin Rese geblieben; werde aber, da mein Arzt mir wegen Augenschwäche zweimonatliche Ruhe und Kissingen anbefohlen, am Montag (9. Juni) nachfolgen, und wird mich Ihre Antwort unter der Adresse: „H. Justizrat Esmarch in Segeberg, Herzogt. Holstein“ treffen.

Meine definitive Anstellung ist aus Gründen des althergebrachten Schlendrians noch immer nicht erfolgt, und so leben wir denn noch immer auf provisorischem Fuß im vollsten Gefühl der Heimatlosigkeit. Doch hoffe ich, daß die Sache bis zum Herbst in Ordnung kommt. Sonst haben Frau und Kinder sich wohl befunden; meine Jungens haben sogar etwas gelernt, so daß ich jedem von ihnen einen wirklichen Schreibebrief habe schicken können; Hans soll auch schon die Antwort selbständigst angefertigt, und verlackt und dann vergessen haben.

Ihrer kleinen Fanny geht es hoffentlich eben so gut wie unserer — kleinen kann ich von der großen Dirne kaum sagen — Lisbeth. Die Frauen sind doch bezaubernde Geschöpfe und zwar sofort, sobald sie auf die Welt kommen!

Und jetzt für heute leben Sie wohl! Die Schrift verschwimmt mir vor den Augen. Grüßen Sie die Ihrigen, Frau und Schwester, herzlich von

Ihrem Theodor Storm.

NB. Wie steht es mit der poetischen Reproduktion Ihres Landschaftsbildes?

Von Mitte des Jahres 1856 besteht nun auf fast 3 Jahre hin keine unmittelbare Verbindung zwischen Storm und Mörike. Storm hatte zwar am 12. Januar 1858 seinem Freunde Eggers anempfohlen, von Heiligenstadt aus, wo Storm inzwischen als Kreisrichter eine neue Heimat gefunden hatte, Mörike zu besuchen. Bei dieser Gelegenheit sollte er den nun schon jahrelang ganz verstummten verehrten und geliebten Meister in Stuttgart fragen, „ob die ‚Angelica' sein Herz von mir abgewandt und ob der ‚Hinzelmeier' mir es nicht ein wenig wieder zugewandt habe?" Die „Angelica" hatte Storm für die Buchausgabe in einer von Mörike beeinflußten Umformung bereits 1855 zusammen mit „Ein grünes Blatt" herausgegeben.

---

13. Storm an Mörike

Heiligenstadt auf dem Eichsfelde,
3. Februar 1859

Nein, mein verehrter lieber Freund und Meister, heute kann ich Ihnen denn doch ein paar Zeilen von mir nicht ersparen.

Ich muß ein wenig ausholen! — Im Herbst sind es zwei Jahre her, daß ich hier der Kreisrichterei obliege. Lange lebte ich hier nur meiner Familie und in großer Einsamkeit: ich hatte Niemanden, der an mir und an dem ich einen herzlichen Anteil genommen. Da führte ein günstiges Geschick einen

Sohn des commandierenden Preuß. Generals von Wussow als Landrat des Kreises hieher, einen Mann von umfassender Bildung und jugendlicher Begeisterung für das Schöne, dabei von einer Amtstüchtigkeit, die ihn sicher noch einmal zu einer bedeutenden Stellung im Staate führen wird.

Wir beide und unsre Familien stehen in fast täglichem vertraulichsten Verkehr; wir verleben die heitersten anregendsten Abende miteinander. Natürlich wurden auch Ihre Dichtungen besprochen. Er kannte und besaß Ihre Gedichte; „Früh wenn die Hähne kräh'n!" war auch ihm als eine Perle haften geblieben. Ich gab ihm den „Nolten", den er noch nicht kannte. Er las und las, und konnte kein Verhältnis zu dem Buche finden; er fing an zu demonstrieren, ich fing an zu demonstrieren; die Tiefe der poetischen Anschauung und Empfindung ging an ihm verloren, weil er sich die Composition des Ganzen nicht reimen konnte — wie ihm denn überhaupt die Gedankenpoesie am nächsten steht — o wir wurden sehr wild; kommen im Menschenleben doch Momente, wo man am liebsten mit der Faust demonstrieren möchte; und die Frauen nahmen auch Partei. Schließlich, wir blieben vor einander stehen, wie ja und nein.

Da gab ich ihm heut Vormittag den „Mozart", und heut Nachmittag, da ich mit Constanze und den Kindern — es sind ihrer immer nur noch die 3 Jungens und die Lisbeth — beim Tee sitze, er-



Eduard Mörike 1859—1860
(Aus Hartlaubs Besitz)



Margarete Mörike
in den ersten Ehejahren

halte ich inliegenden Brief, mit einem Begleitschreiben, das da beginnt: „Da hast du deinen verrückten Freund, weiß selbst nicht was ich geschrieben; bin ganz toll, habe geheult, habe — Himmel tausend Donnerwetter, will denn der Paroxismus nicht wieder fort! Hätte ich die verfluchten — (das alte Aktenübel nämlich) — nicht, ich kaufte mir Einen!“ und ferner: „Also du entscheide, und bewahre mich vor einer Dummheit oder Lächerlichkeit!“

Ich meinerseits, dieser gründlichen Bekehrung froh, gebe diese Briefe sofort zur Post, und versichere nur noch, daß mein Freund ein Mensch von dem vortrefflichsten Herzen ist. Lassen Sie sich daher seine Freude und Liebe gefallen.

Wollen Sie noch etwas von mir und den Meinigen wissen? Wir sind alle leidlich wohl; aber die saftige Quelle der Jugend beginnt allgemach mir zu versiegen. Lieder schreibe ich nicht mehr. Dennoch werden Sie diesen Herbst ein neues Buch von mir erhalten mit 4 kleinen Stücken in Prosa. Das erste „Auf dem Staatshof“ (in der „Argo“ pro 1859 abgedruckt) ist so recht aus heimseliger Erinnerung erwachsen, und wird Ihnen, glaub' ich, mehr zusagen, als was Sie zuletzt von mir gesehen; außerdem wird das Büchlein enthalten: „Wenn die Aepfel reif sind“ (in der „Argo“ pro 57) und „Posthuma“ und „Häwelmann“ aus den Sommergeschichten.

Ihre Mitteilung des Hölderlinschen Liedes in

dem Düsseldorfer Album erinnerte mich lebhaft an den Abend in Stuttgart, wo Sie mir es im Manuscript zeigten. — Wie gern säh ich Sie einmal wieder, Ihre Frau, Ihre Schwester und die kleine Fanny. Wenn Sie doch einmal kommen könnten! Jetzt, wo auch Wussow da ist, dessen Haus und Garten frei im Angesicht der Berge liegt und der die reichste angenehmste Häuslichkeit hat, würde es Ihnen im Sommer schon eine Zeit lang hier gefallen.

Oder wollen Sie im August mit nach Husum an die Nordsee, nach den Friesischen Inseln? Ich reise dann zum ersten Mal von hier nach Haus zu meinen alten Eltern, die noch in gleicher Rüstigkeit stehen, wie Sie sie damals in Stuttgart kennen gelernt. Auch ihre Herzen sind noch so warm geblieben, wie sonst, und die Liebe aus der Heimat läßt mich im fremden Land nicht los. Noch zum letzten Weihnachten wurde uns von den Eltern ein Klavier geschenkt, was ich seit meiner Auswanderung entbehrt hatte. So ist die Hausmusik denn auch wieder da; wenn nur auch die Stimmen sich wieder herstellen ließen!

Die Schwester, die damals mit in Stuttgart war, ist leider seit Jahr und Tag im Irrenhaus; es war die letzte lebende Tochter, und meine Mutter hat dies Leid wohl nur dadurch überwunden, in etwas wenigstens, daß mein jüngster Bruder, ein liebenswürdiger Junge und verlobt mit einer ebenso liebenswürdigen Braut, einer Schwester meiner Frau, seit



Mörikes Familie 1860
(Nach einer großen Photographie aus Mörikes Besitz)

einem Jahr als schon vielbeschäftigter Arzt in Husum seßhaft ist, und so in der alten Heimat das Fortbestehen der Familie hoffen läßt.

Doch — da führ' ich Sie, meiner Gewohnheit gemäß schon wieder in die interna unsres Hauses. Aber — wir grüßen Sie Alle herzlich!

Ihr Theodor Storm.

13a. Landrat v. Wussow an Mörike

Heiligenstadt, 3. Februar 1859

Hochverehrter Herr!

Es ist so meine Gewohnheit, Nachmittags mich auf mein Sofa zu legen, um, ein Buch in der Hand, lesend und endlich einschlummernd von meinem schweren und trockenen Beruf auszuruhen. Heute war's auch so; ich griff nach „Mozart auf der Reise nach Prag", einem Buch, das mein Freund Storm mir heute Vormittag gebracht hatte. Aber — ich legte es nicht wieder hin; Poesie und Musik fesselten mich, wie magisch gebannt mußte ich Ihnen folgen und die Seele flog mit Ihren Gedanken hinaus über die Wolken. Wenn etwas beweisen kann, daß die Poesie gottgeboren, daß wirklich ein Tropfen Nektar zur Erde gefallen, daß ein Funken unendlichen Lichtes von der ewigen Leuchte einst geraubt worden, so ist es die in ihr wohnende Kraft, die irdische Seele der Erde zu entreißen. Das ist die Befriedigung jenes Dranges!

„Ach, könnt ich doch auf Bergeshöhn usw. in deinem Tau gesund mich baden“. Nur mit Mühe kann ich mich wieder greifen und zurückführen in die körperliche Gegenwart; noch klopft mein Herz, noch tränen die Augen und nicht um Ihnen zu danken, sitze ich und schreibe an Sie, — nein, um der Fülle der Gefühle, die mich bewegen, Ausdruck, Abfluß zu geben. Was könnte Ihnen auch an dem Dank eines Unbekannten, Ungenannten liegen; und doch, wüßte ich so recht zu sagen, was ich denke, was ich fühle, Sie freuten sich doch! Sie müßten dem ewigen Gotte danken, der Ihnen die Seele eingehaucht, der diese Seele geküßt und Ihnen in dem Kuß die Fülle der Poesie, der Kunst zu eigen gegeben. Ich sage der Kunst: denn wenn das letzte Ziel aller Künste das Schöne, das ewig Schöne ist, so ist auch eine Kunst der andern gleich. Nur verschiedene Seiten desselben Lichtstrahls, wie ja auch in dem irdischen Sonnenstrahl alle Funken enthalten sind. Eine solche Vereinigung der Musik und der Poesie wie in Ihrem Mozart traf ich noch nie, oder richtiger: traf mich noch nie. Noch weiß ich nicht, ob ich eine Dichtung im Worte gehört oder ob ich die Wellen der höchsten göttlichsten Musik im Geiste vernommen. Der unsterbliche Mozart saß bei mir und ich lauschte ihm, seiner Musik, seinen Gesprächen, verband mich seinen Gedanken. Hei, wie das sprühte und glühte! wie ich das Genießen nicht satt werden konnte, wie mein Genießen ihn

höher und höher begeisterte! Wie Leben und Sterben, Gegenwart und Zukunft zusammenfloß im Finale des Don Juan! Glücklicher Mozart, der dir die Gottheit die Flamme im Herzen entzündete und dir gab, daß du dein Feuer ausströmen lassen konntest!

Aber auch einen wirklichen herzlichen, heißen Dank bring ich Ihnen dar, für den heutigen Tag, den der Seligkeit anticipierten!

Halten Sie mich für keinen Schwärmer: bin Landrat, 39 Jahr, glücklicher Familienvater, gesund am Körper und Geist, liebe das Vergnügen des Geistes, wie das des Körpers und habe bis heute nie an mir unbekannte Dichter geschrieben. Sie aber mögen mit den lieben Augen Ihres Porträts bei meinem Storm auf diese Zeilen blicken und — sie zerreißen.

Ihr —

ich finde kein Beiwort

v. Wussow.

---

14. Storm an Mörike

Heiligenstadt, 23. November 1862

Lieber schweigsamer Mann, angeschlossen erhalten Sie mein neuestes Buch „Auf der Universität", vor das ich mir erlaubt habe, Ihren Namen zu setzen. Mögen Sie es dieser Verbindung nicht völlig unwert erachten!

Ich und die Meinigen leben und sind auch leidlich gesund; zu den drei Knaben und der Lisbeth

ist vor zwei Jahren noch eine Lucie gekommen; ein Sechstes wird nach Neujahr erwartet. So wird das Päckchen immer ein wenig schwerer. Meine Eltern, die Sie damals in Stuttgart sahen, haben wir im vergangenen Sommer mit allen fünf Kindern in der Heimat besucht; sie sind eigentlich beide noch ohne die Beschwerden des Alters.

Könnte ich doch einmal wieder ein Wort, ein unmittelbares, über Sie und die Ihrigen erfahren! Indessen, reden oder schweigen Sie, ich bleibe unter allen Umständen in alter Liebe und Verehrung

Ihr

Th. Storm.

---

15. Storm an Mörike

Husum, 3. Juni 1865

Mein verehrter Freund!

Nach langer Zeit komme ich wieder einmal zu Ihnen; dies Mal aber als ein Mann, dessen Lebensglück zu Ende ist, und über dessen Zukunft die Worte stehen, die Dante über seine Hölle schrieb.

Aus der Zeitung haben Sie vielleicht erfahren, daß ich im Frühjahr v. J. zu einer ehrenvollen Stellung in die Heimat zurückberufen wurde. Seit März v. J. bin ich als Landvogt (d. h. Justizbeamter und Polizeimeister des Amtes — Landbezirks — Husum) constituiert und wohne wieder in der alten „grauen Stadt am Meer“. Im Mai v. J. folgte



Constanze Storm, geb. Esmarch
(Nach der Zeichnung von Ludwig Pietsch)

mir meine Frau mit den sechs Kindern von Heiligenstadt hieher. So lebten wir denn wieder, wo wir einst gelebt, mit den beiden noch rüstigen Eltern und einem jungen so ganz zu uns gehörigen Geschwisterpaar, meinem jüngsten Bruder, einem vielbeschäftigten Arzte, und seiner Frau, einer jüngern Schwester der meinigen; vor einigen Wochen bezogen sie ein Haus neben uns, so daß wir durch die Zaunlücken unsrer Gärten zu einander kommen konnten. Wie in Heiligenstadt hatte ich schon einen großen Gesangverein begründet, in dem auch die beiden lieben Frauen mitsangen. — Aber es sollte nicht so bleiben; die eine ist von uns gegangen: meine Constanze. Nachdem sie am 4. Mai d. J. unser siebentes Kind, eine Tochter, geboren, ist sie am 20. d. M. nach schwerem Kampfe, zuletzt doch sanft, an dem überall jetzt epidemisch auftretenden Kindbettfieber gestorben. Nachdem ich mit Freundeshilfe sie, wie wir es uns in gesunden Tagen versprochen, selbst in ihren Sarg gelegt, wurde sie in der Frühe eines köstlichen Maimorgens von den Mitgliedern meines Gesangvereins nach unserer Familiengruft getragen; als die neugierige Stadt erwachte, hatte ich schon all mein Glück begraben. — Sie wissen ja, daß ich Ihren glücklichen Glauben nicht zu teilen vermag; Einsamkeit und das quälende Rätsel des Todes sind die beiden furchtbaren Dinge, mit denen ich jetzt den stillen unablässigen Kampf aufgenommen habe. Gleichwohl bin ich nicht der

Mann, der leicht zu brechen ist; ich werde keines der geistigen Interessen, die mich bis jetzt begleitet haben und die zur Erhaltung meines Lebens gehören, fallen lassen; denn vor mir — wie es in einem Gedichte heißt — liegt Arbeit, Arbeit, Arbeit! Und sie soll, so weit meine Kraft reicht, getan werden.

Nun aber kommen meine Kinder und ich bei Ihnen betteln. Sie besitzen ein Bild unserer geliebten Toten, das am genauesten ihre äußere Erscheinung wiedergibt, wenn auch jener Ausdruck süßester, holdester Herzensgüte nicht darin lebendig geworden ist, der, wo sie immer gelebt hat, alle Menschen entzückte und ihr alle Herzen gewann. Wenn Sie das Bild noch besitzen, so geben Sie es uns zurück! Ich werde Photographieen davon machen lassen, und Ihnen davon eine, sowie später auch eine Photographie eines schönen en face aufgenommenen Kreidebildes schicken, an dem der Maler, mein Freund Ludwig Pietsch [1824—1911, Illustrator des „Immensee", veröffentlichte im Juli 1888 in der Vossischen Zeitung „persönliche Erinnerungen an Th. Storm"], der es in glücklicher Zeit gezeichnet hat, aber noch einen etwas fremden Zug um den Mund beseitigen muß. Wenn Sie die Güte haben, uns jenes Typbild zu schicken, so sind Ihre Frauen wohl so freundlich es in ein sichres Kästchen fest einzulegen, denn ich zittre vor einer Verletzung dieses unersetzlichen Kleinods.

Wenn Sie mir dann vielleicht ein Wort dabei schreiben, werde ich dann auch über Sie, Ihre Frau,



Mörikes ältere Tochter Fanny
im September 1866
(Original aus Mörikes Besitz)



Mörikes jüngere Tochter Marie
im September 1866
(Original aus Mörikes Besitz)

Ihre Schwester, und Ihre Kinder [am 28. Januar 1857 wurde „Mariele", Mörikes zweites Kind geboren] etwas hören? Meine Lisbeth soll, denke ich, im Laufe des Sommers als Gegengabe für Fanny und Schwesterchen im Bilde bei Ihnen erscheinen; zu Weihnachten hoffentlich auch ein Büchlein „drei Märchen" — „die Regentrude" — „Bulemanns Haus" — „der Spiegel des Cyprianus" — die ich alle noch unter den Augen der geliebtesten Frau geschrieben habe.

Mit herzlichem Gruß an Sie und die Ihrigen

Theodor Storm.

Wie haben meine Frau und ich uns noch in letzter Zeit wiederholt an Ihrem schönen Gedichte „Erinna an Sappho" entzückt! nicht ahnend, daß der Eine von uns so bald dem Andern in die nachtschaurige Kluft nachblicken sollte. [„Erinna an Sappho", das Gedicht Mörikes gab den äußeren Anlaß zur Freundschaft zwischen Mörike und Schwind, 1863; siehe meine 1918 im Herbst erschienene Neuausgabe des Briefwechsels dieser beiden Männer.]

---

16. Mörike an Storm

Stuttgart, den 10. Juni 1865

Verehrter teurer Freund!

Gleich bei den ersten Zeilen Ihres Briefes erriet ich Alles! — ein angstvoll voreilender Blick auf die

folgende Seite bestätigte mir's. — Ich fing von Neuem an zu lesen und als ich fertig war, vermochte ich lange nicht meine Leute zu rufen, um es ihnen zu sagen. Mein erster Eindruck war ein dumpfer Schreck, ein verworrener Schmerz, augenblicklich mit tausend bitteren Gedanken versetzt, die sich wider mich kehrten. Um die reine Empfindung der edelsten Trauer und deren Ausdruck Ihnen gegenüber sollte ich mich, so schien es, durch eine Reihe unbegreiflicher Versäumnisse ganz und gar selbst gebracht haben. Und doch kam es bald anders, es war etwas in mir, das mich auf Ihre Güte hoffen ließ, nachdem dies redliche Bekenntnis abgelegt wäre. Bester Mann, ich kann für diesmal nicht viel weiter sagen, allein ich komme sicherlich in nächster Zeit wieder. Hier folgt das liebe Bild. Wie oft ist es die Jahre her von uns und Anderen beschaut und bewundert worden! Wir haben es zum Abschied noch Alle einmal lange angesehen und trösten uns auf den von Ihnen gütigst verheißenen Ersatz.

In Ihrem letzten Büchlein [„Auf der Universität"] kommt die herrliche Beschreibung eines in Mittags-Einsamkeit von Bienen umsummten blühenden Bäumchens. Diese Schilderung (mit der ich schon manchem Freund einen vorläufigen Begriff der süßesten Reize Storm'scher Malerei gegeben habe) trat mir in diesen Tagen ungesucht auf einmal vor die Seele und ich wußte kein schöneres Bild für den stillen Verkehr Ihrer Gedanken mit der geliebten Frau im

Nachgenuß alles dessen, was Sie an ihr hatten. Erhalten Sie sich Ihren männlichen Mut für das Leben, für Ihre ruhmvolle Tätigkeit nach mehr als Einer Seite.

Wir grüßen Sie und Ihre Lieben auf das Innigste; ich aber insbesondere bin mit unveränderlicher Verehrung und Anhänglichkeit der Ihrige. E. M.

---

17. Storm an Mörike

Altona (zum Besuch bei Verwandten),
den 6. Juli 1865

Lieber Freund Mörike, haben Sie Dank für Ihren herzlichen Brief und für die Rücksendung des Bildes meiner Geliebtesten. Ich denke im Herbst nach Berlin zu kommen und will es dann dort vervielfältigen lassen. — Halten Sie Ihr Versprechen, schreiben Sie mir einmal wieder: von sich selbst, von Ihren Lieben. Ich bedarf jetzt solcher Erquickung; und was könnte ich, nachdem mein Leben in seinem eigentlichsten Kern zu Ende ist, jetzt noch Besseres haben, als die Teilnahme von dem Leben derer, die mir teuer sind. Mein kleines mutterloses Kind (ich muß das Ihren Frauen schon erzählen), das einzige von den sieben, das nicht an seiner Mutter Brust gelegen, scheint bei der Amme endlich zu gedeihen, obgleich es noch bleich ist; wie es das Kind einer toten Mutter denn auch von Rechtswegen sein muß. Außer

ihm kommen der Reihe nach noch drei kleine Mädchen: Elsabe (zweieinhalb Jahre), Lucie (viereinhalb), und Lisbeth (zehn Jahre), süße liebe Kindergesichter; dann kommen die drei älteren Knaben. Das Alles drängt sich jetzt um mich herum. Meinen Hausstand führ ich vorläufig mit einem jungen Mädchen, die als Gehülfin in unser Haus kam, die aber auch jetzt den größeren Pflichten gewachsen scheint.

Ich schreibe Ihnen noch ein paar Verse aus diesen Tagen hin; aber mir ist, als vermöchte ich nicht mehr so recht zu sagen, „was ich leide"; ist ja doch meine Muse für immer schlafen gegangen! — Das ist nicht nur so hingesagt; außer ein paar Versen, die die Sehnsucht nach ihr hervorrief, habe ich niemals eine Zeile geschrieben, wenn sie nicht bei mir war. Nur wenn ihre Hand mich festhielt auf der heimatlichen Erde, konnte ich sorglos in die luftige Traum-Region hinaufsteigen. Zu den Versen, die ich ihrer gedenkend in der Ferne schrieb, gehören die vier Zeilen in „Ein Sterbender": „Hier diese Räume, die du einst bewohnt" usw. Ich war damals in Segeberg in ihrem elterlichen Hause, und ein dort hängendes melancholisches Bild von ihr hatte mich Abends vor dem Schlafengehen mit tötlicher Sehnsucht getroffen. Überhaupt geht durch alle Briefe unsres zehnmaligen zeitweiligen Getrenntseins seit Verlassen der Heimat (auf Besuchen bei unsern Eltern) stets die Angst, sie zu verlieren; es war wohl die natürliche Folge von dem Bewußtsein des seltenen Glücks, sie zu



Eduard und Margarete Mörike
1866

besitzen. — Das ist jetzt dahin; und es gilt weiter zu leben — ohne sie.

So komme ich denn auch zu einer bestimmten Bitte, ein buch- oder kunsthändlerisches Unternehmen des Herrn Spiro hier betreffend. Der gedruckte Plan wird Ihnen die Art desselben anzeigen. Nachdem ich mich an Ort und Stelle überzeugt, daß wohl die Meisten der jetzigen Poeten ihm Handschriften eingesandt (Geibel, Anastasius Grün, Simrock, Bodenstedt ꝛc.; von Otto Ludwig ist auch etwas da) und daß die Facsimiles vortrefflich gemacht werden, so bitte ich auch Sie, das wirklich hübsche Unternehmen durch Ihre Handschrift (Früh wenn die Hähne krähn" etwa) zu vervollständigen. Tun Sie's mir zu Gefallen und bitten auch Fischer [J. G. Fischer, 1816 bis 1897, der schwäbische Dichter, mit Mörike nahe befreundet], daß er beisteuere. Ich fange an, mich sehr für dies kleine Unternehmen zu interessieren.

Und nun herzlichen Gruß an Sie und die Ihrigen!

Ihr

Theodor Storm.

Das Wort der Klage ist verstummt,
Ich habe keine Tränen mehr;
Als trüg ich alle Schuld der Welt,
So liegt es in mir tot und schwer.

Das ist die Sehnsucht, die in Qual
Um deine holde Nähe wirbt;
Doch eh' sie noch das Herz erreicht,
Mutlos die Flügel senkt und stirbt.

Ein Leib und eine Seele, wie wir waren,
Kann ich von deinem Tode nicht genesen;
Wie du zerfällst einsam in deinem Grabe,
So fühl ich mich, mein Leben, mit verwesen.

Da ich ein Sänger bin, so frag ich nicht,
Warum so still die Welt nur meinem Ohr;
Die eine, die geliebte Stimme fehlt,
Für die nur alles andre war der Chor.

Mit diesem Briefe Storms schließt der so ungleich verlaufene Briefwechsel ab; er fand keinen jähen Abbruch, sondern er versiegte, und er wäre vielleicht schon drei Jahre zuvor versiegt, hätte nicht Storm noch einmal das innerste Bedürfnis empfunden, sich mitzuteilen, seinem Leide demjenigen gegenüber Ausdruck zu geben, dem er so offenherzig und vertrauensvoll in ausgedehntester Weise seinen Lebenslauf erzählt hatte. So findet mit den drei letzten Briefen diese Episode immerhin doch einen harmonischen, vom menschlichen Standpunkt betrachtet, beiderseitig sympathischen Abschluß.

Verlor Storm nun auch, infolge der „unverbesserlichen" beharrlichen Schweigsamkeit Mörikes das Interesse an weiterer brieflicher Entfaltung, so hat er den herzlichen Anteil an der Persönlichkeit des als Dichter wie als Menschen gleich hochverehrten und geliebten Freundes nicht verloren. Das beweist schließlich auch noch das letzte sichtbare Zeichen seiner Treue in Gestalt eines Exemplares seines



Theodor Storm, etwa 1865



Eduard Mörike 1867

Eigenhändig bezeichnet:

E. Mörike
zu traurig,
und sehr alt.

„Hausbuchs aus deutschen Dichtern seit Claudius, eine kritische Anthologie", in dem wir alle die Gedichte Mörikes, selbst den umfangreichen „Turmhahn", aufgenommen finden, die Storm jemals als ihm besonders wert in den Briefen hervorgehoben. Auf dem Vorsatz des Bandes steht geschrieben: „Eduard Mörike mit herzlichem Gruß. Husum, den 10. November 1870. Th. Storm." Dies Geschenk traf freilich Mörike in einem Zustande starker geistiger wie körperlicher Depression an, — er hatte sich Anfangs des gleichen Jahres nach Nürtingen zurückgezogen, wo es ihm aber sehr an dem rechten Behagen fehlte — und ein Wort des Danks, dessen Mörike auf diese neue und besondere Bestätigung seiner tiefsten Wertung sicherlich unter günstigen Umständen nicht entraten hätte, wurde verschoben und schließlich, als zur rechten Frist versäumt, gewißlich schweren Herzens ganz aufgegeben. Storms Sohn Ernst, der Jurist, der von seiner Universität Tübingen aus am 27. Mai 1871 (Eintrag Mörikes in seinen Kalender — Weimar, Goethe-Schiller-Archiv) Mörike in Nürtingen besuchte, hatte Gelegenheit gehabt, in das damalige Leben des Dichters einzublicken und seinem Vater Bericht abzustatten.

Fragen wir uns aber, welche inneren Gründe Mörike bewußt oder gefühlsmäßig alle die Jahre her Storm gegenüber zu zurückhaltendem Schweigen anhielten, so müssen wir wohl zu der Annahme kommen, daß der an sich scheue Schwabe mit man-

chem Zuge des Menschen Storm nicht übereinstimmte. Daß er den Dichter in Storm hoch eingeschätzt, dessen sind die wenigen Briefe Mörikes Zeugnis genug. Daß aber die Persönlichkeit des Norddeutschen anläßlich seines Besuches in Stuttgart einige Züge zutage hat treten lassen, die auf ihn sowohl wie auf seine Umgebung in mancher Hinsicht ernüchternd wirkten, ist unzweifelhaft. Und diese Tatsache wird auch aus einem Schreiben Hartlaubs vom 6. August 1877 an Mörikes verwaiste Schwester Clara erhärtet. Ohne Weiteres vermag man aus diesem Schreiben Hartlaubs untrügliche Rückschlüsse auf die Empfindungen seines Herzensfreundes Mörike zu ziehen. In diesem Briefe heißt es nämlich — der Brief ist unveröffentlicht —: „In der letzten Zeit kam mir eine Zeitschrift zur Hand, in welcher ich Storms Aufsatz ‚Meine Erinnerungen an E. M.' fand. Du erwähntest desselben bei uns, Du habest ihn bei Gretchen gelesen, und zwar nicht mit Wohlgefallen. Wir hatten ja dazumalen schon, als Storm bei uns war, Zerschiedentliches [so!] gegen diesen Mann, und haben es heute noch. Doch hat mich manches innig geweckt, sowohl Fremdes, was er anführte, (Äußerungen von Bauer über E.) als einiges, was er selbst sagt. So der Schluß: ‚Nichts würde uns Mörike so vergegenwärtigen, als die Veröffentlichung einer Auswahl seiner Briefe.' Wahr! Freilich dem Sinne unsers Freundes wäre es ganz entgegen. E. hat viele, große herrliche Briefe geschrieben;



Wilhelm Hartlaub 1864—1865

wenn wir sie alle hätten, und zwar nicht gedruckt, sondern in seiner unvergleichlichen Handschrift!"

Bringen wir die Gründe, die auf Mörikes Zurückhaltung bestimmend wirkten, auf eine Formel, so können wir — Theodor Fontane in seiner Charakteristik Storms (in dem „Tunnel über der Spree") als gewichtigen Gewährsmann anführend — wohl sagen: neben der allzusehr ins Kleinliche gehenden Kritik, die sich in den Briefen in extenso widerspiegelt, ist es eine gewisse jugendliche Selbstgefälligkeit Storms, die den allezeit über sich und seine dichterischen Werke im Einzelnen wie im Ganzen überaus bescheiden denkenden Mörike von einer breiteren und freimütigeren Mitteilung abstehen ließen, wie er sie späterhin dem ihm als Naturell unvergleichlich näherstehenden Meister Schwind zuteil werden ließ. Schließlich ist es nur zu verständlich, daß trotz einer ganzen Reihe gleichartiger Züge sich des ruhiger und beschaulicher dahinlebenden Mörike süddeutsche Gemütsart an des viel verschlagenen Norddeutschen Wesenseigentümlichkeiten stieß.

Waren die gegenseitigen unmittelbaren Stimmen zueinander schließlich auch ganz verstummt, so nahm doch jeder nach seinem Fühlen und Denken noch ferner Anteil am Andern. Daß Storm sich anläßlich der letzten traurigen Ereignisse in Mörikes Leben durch Georg Scherer leider allzu leichtgläubig zu einer Meinung verführen ließ, die zu den wirklichen Geschehnissen in einseitigem Verhältnis stand, ist

freilich erstaunlich; da aber sein Gewährsmann selbst durch eigne familiäre Mißhelligkeiten vergrämt und parteiisch war, was Storm damals nicht gewußt haben mag, kann man ihm seine Stellungnahme nicht schwer anrechnen. Es würde zu weit führen, hier zu wiederholen, was Scherer in unzweideutiger Weise über das Auseinandergehen der Mörikeschen Ehegatten an Storm hinterbringt, und was dieser wiederum arglos am 3. Dezember 1873 seinem Freude Heyse mitteilt. Man wolle das im Briefwechsel „Heyse-Storm", Bd. 1 nachlesen. Indes fügt Storm dem als eigenen Gedanken hinzu, daß Mörike, der im vollen Bewußtsein seiner schwachen Körperlichkeit die Nüchternheit und Vorsicht selber war, getrunken habe, um sich dadurch gegen die häuslichen Angelegenheiten abzustumpfen. Diese Verkennung ist zwar insofern entschuldbar, weil Storm seit Jahren nichts Maßgebliches über Mörikes Leben wußte, doch um so mehr zu bedauern, als sich diese Meinung von Storm auf andre übertrug. Begründet er aber dann seine Ansicht, „daß ihm dies bei der eigentümlichen (schwäbischen) Beschränktheit von Mörikes Natur übrigens wohl erklärlich sei," so geht er von dem allgemein verbreiteten Vorurteil aus, das seit alters dem schwäbischen Volksstamm eine geschichtlich durchaus ungerechtfertigte Beschränktheit andichtet, die dem urwüchsigen Schwabenvolk in Wirklichkeit nicht eignet.

Daß der fast siebenzigjährige Mörike die eheliche Entfremdung sehr schwer trug und daß sie auch durch



Paul Heyse
mit seinen Kindern Julie und Ernst 1864
(Original aus Mörikes Besitz)

die mitlaufenden Umstände sein Lebensende beschleunigte, ist erwiesen. Bei der letzten Rast außerhalb seines dürftigen Heims, die er als Gast in dem freundlichen, abgeschiedenen Bebenhausen im Juni und Juli 1874 verlebte, besuchte ihn Emil Kuh, der Hebbelbiograph aus Wien, der auch mit Storm in dieser Zeit in feinsinnigem Briefwechsel stand. Dieser berichtet über den Besuch an den Husumer Dichter unterm 28. Juni 1874 das Folgende: „Daß Storm in den zwei, drei Stunden, die ich mit Mörike verlebte, gleichfalls seine Stimme erhob, versteht sich von selbst... Er (Mörike) nahm mich liebreich auf und war vertraulich, als ob wir langjährige Freunde wären. Ich nahm einen eigentümlich schönen Eindruck mit fort, aber — dieses Aber spreche ich gegen Sie allein aus — ein theatralischer Anflug oder ein Hauch von äußerer Festlichkeit dämpfte die rein menschliche Freude an seiner Persönlichkeit. Ich möchte sagen: die Farbe seiner Seele überbietet den Duft derselben. Im Übrigen ist er der erste Dichter unter den Poeten, denen ich persönlich nahe gekommen, bei dem der antike Formgeist und Formglanz als wirklicher Ausdruck seines innersten Wesens erscheint." Und Storm antwortet ihm am 5. August 1874: „Was Ihnen bei Mörike aufgefallen, ist, glaube ich, noch der Dunst des Tübinger Theologenstifts, in dem er einst gesteckt; die Stiftler sollen das nicht loswerden können." Und in wenigen Zeilen wird auch Kuh dann noch mitgeteilt, was

Storm über die Ehetrennung zugetragen worden war. Von dieser aber wußte Kuh schon aus Mörikes eignem Munde; mit bewegter, lispelnder Stimme hatte er ihm von seinem häuslichen Unglück berichtet. Kuh hat uns in einem langausgesponnenen Aufsatz wenige Tage nach dem Tode des Dichters seinen Besuch bei Mörike und den Eindruck, den dieser auf ihn gemacht, geschildert und auch von den Gesprächen ergreifend und liebevoll berichtet. (Emil Kuhs kritische und literarhistorische Aufsätze, 1863—1876, Schriften des literarischen Vereins in Wien Bd. 14, 1910.)

Mörikes Rückkehr von Bebenhausen erfolgte am 1. August 1874; wenige Tage nach seinem 70. Geburtstage stellten sich die Vorboten des letzten, schweren Leidens ein, an dem der graziöse Schwabe nach fast dreiviertel Jahren, am 4. Juni 1875 dahingehen sollte. Am 21. Mai war Gretchen, seine Frau, auf seinen Wunsch heimgerufen worden. „Die Begrüßung zwischen Eduard und ihr war nur, als ob sie von einer gewöhnlichen Reise käme, und zwar recht freundlich. Kein Wort über die Trennung wurde gesprochen," berichtete Clara, die Schwester den getreuen Hartlaubs, und unter dem äußerlichen Eindruck der Versöhnung konnte der Dichter beruhigt die müden Augen für immer schließen. —

Still „ganz im Sinne seines Wesens und Schicksals" war dieser „Sohn des Horaz und einer feinen Schwäbin", wie Gottfried Keller ihn empfand, hin-

geschieden. Ja so still war dieser Heimgang selbst in der deutschen Blätterwelt geschehen, daß mancher erst viel später und nur zufällig davon Kunde empfing, wie Keller; und mutmaßlich ist es auch Storm so ergangen, von dem kein geschriebenes Wort der Teilnahme bekannt geworden ist. Vielleicht hat auch er in seiner nordischen Abgeschiedenheit erst durch den kurzen Nachruf Auerbachs in der „Deutschen Rundschau“ (Juliheft 1875) es erfahren. Da Storm in den letzten Zeiten Mörikes diesen und seine Verhältnisse aus den Augen verloren haben dürfte, kann sein Schweigen nicht verwundern.

Einige Zeit nachher ging der Husumer Dichter daran, aus alten Aufzeichnungen seine „Erinnerungen an Eduard Mörike“ niederzulegen. Kurz vor deren Erscheinen (Westermanns Monatshefte Januar 1877) unternahm er es, vorerst mit einem kleinen Geschenk bei Mörikes Witwe als ein alter Bekannter anzuklopfen: am 12. Dezember 1876 sandte er mit einer handschriftlichen Widmung ein geheftetes Büchlein, enthaltend die drei Novellen „Ein stiller Musikant“, „Psyche“ und „Im Nachbarhause links“ nach Mergentheim, dem Wohnsitze Gretchens und der ihr einzig verbliebenen Tochter Fanny. — Marie, die jüngere, ein zartes, durchgeistigtes, ihrem Vater ähnliches Wesen, war diesem bereits ein Jahr nachher, am 29. Juni 1876, im Tode gefolgt. Clara, des Dichters Schwester hatte bestimmungsgemäß zwei Monate nach des Bruders Heimgang ihren Alterssitz

im Mörikeschen Frauenstift zu Neuenstadt am Kocher bezogen. —

Margarete Mörike, freudig erstaunt, dankte Storm mit einem kurzen Briefe und ließ den in neuer Auflage erschienenen „Maler Nolten“, den Mörike unvollendet hinterlassen, und der schließlich von Julius Klaiber im Sinne seines Verfassers und nach dessen Skizzen ausgearbeitet war, als Gegengabe folgen. Damit war für Storm die Verbindung wieder hergestellt, und gemächlich knüpft er an die alten Zeiten wieder an. Ein Jahrzehnt lang wird der Briefwechsel von beiden Seiten eifrig geführt. Storms Schreiben sind naturgemäß in ihrer Wesenheit anders geartet als jene, die er an seinen Freund, den Dichter und verehrten Meister richtete. Plauderte er jenem gegenüber vorzugsweise im literarischen Tone, muß der unliterarischen Frau gegenüber die reale Lebensschilderung breiteren Raum einnehmen. Er berichtet von seinen Gedanken an einst und von den Sorgen, die sein Alter mehr und mehr umschleichen, bis ihm nach einem rührenden letzten Brief der Unerbittliche die Feder aus der Hand nimmt. So kommt den 14 Briefen (4 weitere sind, wie aus den Gegenbriefen ersichtlich, nicht mehr vorhanden) zwar nicht die Bedeutung bei wie denen aus seinen besten Mannesjahren an Mörike, aber als Zeugnisse treuer Gesinnung verdienen sie in Verbindung mit jenen der Nachwelt erhalten zu bleiben. Wenn als Abschluß die beiden Briefe von Frau Do, Storms zweiter Frau, die er am 13. Juni 1866



Margarete Mörike um 1875

heiratete, angefügt sind, so sind die Gründe dafür aus ihrem Inhalte selbst ersichtlich. Der Ausklang von Storms Leben ersteht lebenswahr vor unseren Augen, und das biographische Bild des norddeutschen Dichters, wie er es in den Briefen dieses Buches selbst gezeichnet, wird durch sie vollends abgerundet. Die Antworten Margaretes, soweit sie sich erhalten, umfassen 22 Briefe von insgesamt 92 Seiten. Sie hängt in ihnen ihr ganzes Herz an den einzigen Freund, der ihr aus ihrer Verbindung mit Eduard Mörike erwachsen sei; immer von neuem aber wundert sie sich darüber, daß Storm sich demütige, mit ihr, der „einfachen, wortarmen" Frau, so eifrigen Umgang zu pflegen. Daß sie nicht so wortarm gewesen, bezeugen die Briefe, wie ja auch Mörike ihr einst das Zeugnis ausstellte, sie sei eine Meisterin im erzählenden Brief. Da ihre Briefe zu dem Verhältnis beider Dichter nichts Wesentliches an Neuem erbringen, sich auch vielfach in ihrem Inhalte wiederholen (wie auch Storms Briefe an sie), konnten nur einzelne Stellen zum Abdruck in Betracht kommen, soweit sie Gedanken ihres Partners erhellen. Aus Storms Schreiben wurden auch die oft langausgesponnenen und ermüdenden Krankheitsberichte aus seiner Familie ausgeschieden.

18. Margarete Mörike an Storm

Mergentheim, den 29. Dezember 1876

Geehrtester Herr! Ihre außerordentliche freundliche und gütige Sendung an mich hat nicht nur großes Staunen, sondern auch innige Freude hervorgerufen; nehmen Sie meinen besten herzlichen Dank für Ihre mir so wohltuende Erinnerung an mich, und die mir gewordene Beehrung. Wie freue ich mich, in nächster Bälde auf den Genuß, Ihre anmutigen Novellen — etwas ganz Neues — zu lesen!

Erst kürzlich habe ich mit meiner Tochter „Argo“, das mir vor vielen Jahren von Ihnen geschenkte Buch, von Anfang bis Ende durchgangen; — noch frisch steht Ihr lieber Besuch in Stuttgart vor mir; wie viel ist aber sonst anders geworden, und nicht mehr da! — Gewiß bewahren Sie, verehrter Herr, dem lieben Eduard als Freund ein liebevolles Gedächtnis, und in diesem Sinne finde ich es begreiflich, daß Sie seinen trauernden Hinterbliebenen ein Zeichen davon geben und eine Freude bereiten wollten.

Herzlich wünsche ich, daß Sie mit Ihrer werten Familie sich recht wohl befinden und daß das neue Jahr immer mehr der guten Gaben Gottes für Leib und Seele in Ihr liebes Haus bringen möge.

Mich Ihnen allen bestens empfehlend

Ihre ergebene

Margarete Mörike.

Ich schicke den Brief voraus — ein Exemplar des neuerstandenen „Nolten" wird unter Kreuzband folgen.

19. Storm an Margarete Mörike

Husum, 12. Januar 1877

Geehrte Frau!

Haben Sie herzlichen Dank für Ihre freundlichen Zeilen und für den „neuerstandnen Nolten", der gleichfalls seit einigen Tagen in meinen Händen ist. Als ich in das so ganz veränderte Buch hineinblickte, überwallte mich sehnsüchtige Erinnerung; es war nicht mehr das Buch, das — meinetwegen mit seinen Kompositions- und anderen Schwächen — einst mein junges Studentenherz gefangen genommen hatte, das ich dann später in meinem hellen Gartensaal zum zweiten Male las, im Frühling des Jahres, in dessen Herbst ich d i e in mein Haus führen sollte, die nun seit lange nicht mehr ist. — Ich habe es vorerst still beiseite gelegt; wenn der Frühling wiederkommt, dann will ich es lesen und entgegen meiner bisherigen Ansicht, mag ich vielleicht dabei zu der Erkenntnis kommen, daß für den heimgegangenen Freund in den Jahren, wo die Kräfte zu selbständigen Schöpfungen nicht mehr ausreichen, diese Arbeit doch wohl eine tröstliche Begleitung seines Lebens gewesen ist. Daß das Buch in seiner neuen Form jetzt schon erscheinen würde, war mir eine völlige Überraschung; ich hatte

es erst in einer demnächstigen Gesamtausgabe erwartet. Haben Sie nochmals herzlichen Dank für Ihre große Freundlichkeit. [Storms Empfindung spiegelt auch das kurze Wort aus einem Briefe vom 20. Juni 1880 an Gottfried Keller wieder, als dieser ihm die Umarbeitung seines „Grünen Heinrich“ in Aussicht stellt. (Ausgabe 1879—80): „Auf die Bände Ihres „Grünen“ freue ich mich .... Ich habe dann zwei solche Umarbeitungen im Schranke; auch Mörikes „Nolten“. Es tut einem manches weh beim Lesen; die Persönliche (d. h. in bezug auf den Autor) und die künstlerische Teilnahme treten in den Vordergrund. Im Schranke steht das Neue bei den alten Originalen, und man steht oft davor in langem Sinnen.“]

Wie lebhaft der Besuch bei Ihnen — es sind ja 20 Jahre seitdem — in meiner Erinnerung geblieben, wird Ihnen das in Westermanns Monatsheften abgedruckte Gedenkblatt sagen, das ich vor einigen Tagen an Sie absandte. Hoffentlich habe ich nichts darin gesagt, was Sie lieber der Öffentlichkeit vorenthalten wünschten. Es war mir Bedürfnis, für meine Freunde und besonders auch für meine Kinder diese Erinnerung festzuhalten.

Aus der Ferne habe ich an dem Geschick Ihrer Familie einen, wenn auch stummen, so doch innigen und unablässigen Anteil genommen. Eine zeitlang traf es sich ja so gut, daß mein Sohn, der Jurist Ernst, dann und wann von seiner Musenstadt Tübingen zu Ihnen pilgerte. Er ist jetzt Referendar



Fanny Mörike
1874



Marie Mörike
1874

beim Appellgericht in Kiel und gelangte durch die in Schnee begrabene Welt doch noch glücklich zum Weihnachtsabend zu uns, um mit seinen fünf Schwestern — die älteste Lisbeth erhielt ja damals die Schühchen Ihrer Fanny — das Fest zu begehen. Er ist ein lieber Junge und hat mich gebeten, Sie freundlich an den studentischen Gast zu erinnern.

Als ich im vorigen Sommer in Würzburg war, — wie ich leider zu spät erfuhr, nur wenige Meilen von Mergentheim — traf mich die Nachricht vom Tode auch Ihrer jüngsten Tochter. Sie haben recht, vor allem Sie, seit jenem freundlichen Tage in Stuttgart ist Vieles nicht mehr da. Von meinen beiden Eltern, die Sie damals leider nicht kennen lernten, lebt noch in dem großen elterlichen und großelterlichen Hause meine fast achtzigjährige Mutter, von den verschiedensten Enkeln umschwärmt, durch Nervenschwäche an manchem verhindert, sonst aber geistig und körperlich, wie sie sonst gewesen. Mein Vater starb vor zwei Jahren an meinem Geburtstag im 85. Jahre. Ich vermisse ihn noch oft.

Ich schließe für diesmal; gestatten Sie aber, daß ich Ihnen, so lange der mir vergönnte Lebensrest noch aushält, von Zeit zu Zeit ein Zeichen des Gedenkens gebe.

Frau Do — Ernst hat Ihnen vielleicht von seinem Stiefmütterchen gesprochen — und Lisbeth grüßen mit mir aufs Herzlichste Sie und Ihre Fanny.

Theodor Storm.

20. Margarete Mörike an Storm

Mergentheim, den 24. April 1877

Geehrtester Herr ..... Dank für Ihren letzten gütigen Brief und das, was Sie darinnen mir sagten; — daß ich etwas stolz darauf bin, auf die Fortdauer Ihrer Gewogenheit und eines brieflichen Verkehres rechnen zu dürfen, darf ich wohl bekennen; um so größer aber die Aufmerksamkeit ist, welche Sie mir erzeigen, um so mehr empfinde ich, wie wenig ich Ihnen genügen kann! — was Sie noch tuen, geschieht dem liebevollen Andenken Ihres treuen Freundes, und auch so kann es mir nur innig wohltun .... Herrn Referendar Ernst besonderen Dank für das gute Andenken an seine Nürtinger Besuche; es wird demselben gewiß auch nicht vergessen sein, wie ich dort einmal aus Versehen ihm die Essig- statt der Weinflasche vorsetzte ....

Noch nicht habe ich Ihnen Dank gesagt für das gedruckte Gedenkblatt; es hat sich unwillkürlich diese Angelegenheit bis an den Schluß meines Briefes verschoben — vielleicht aus dem Grunde, weil ich aufrichtigen Herzens von Ihrer Erlaubnis Gebrauch machen wollte, und doch wieder einige Befangenheit verspürte, in Ihre so herzlich gut gemeinte Geistesarbeit ein Aber hineinzuwerfen. Auch im Augenblick noch zaudre ich — aber sollte ich nicht mir Mut schöpfen in dem Gedanken: daß erst dann, wenn ich schreibe, wie ich es wahrhaftig denke, meine

Worte es wert sind, von Ihnen angenommen und gelesen zu werden; es sei also gewagt.

Sie haben mich und gewiß auch alle die es lesen, unendlich erfreut durch die liebliche, ja wunderhübsche Auffassung und Beschreibung des Ganzen, und ich fühle mich in vielen Punkten recht sehr zum innigsten Herzensdanke Ihnen verpflichtet — es ist ein echt Stormisches anziehendes reizendes Produkt! nur in einem auf unseren lieben Eduard zurückführenden Punkt waren Sie nicht ganz richtig mehr an das Damals erinnert; — es ist dies die Betonung der Worte Eduards — weder ich noch andere haben jemals ihn so schwäbisch reden hören; es ist uns allen etwas so Fremdes an ihm, daß selbst Eduard es uns nicht mehr ist, wie wir ihn in Ihrem Gedenkblatt finden. Ein zweites ist mir auch noch leid für den lieben Mann: Ihre Bemerkungen über eine buchhändlerische Manipulation beim Herausgeben jener frischen Auflage — und Eduards Stellung dazu! — Sie finden diese weiche Empfindung eines Frauenherzens vielleicht zu weich; haben Sie Nachsicht und Freundlichkeit dafür; indem ich Ihnen nun den Schatten, der für mich auf Ihrem sonst so vorzüglichen Geschaffenen liegt, zeigte, ist es mir, wie wenn ich dem Verstorbenen selbst eine Liebe darbrächte und ich für mich kann jetzt auch diese Sache beiseite legen und vergessen.

Diesen Morgen habe ich die Totenmaske meines lieben Mannes an einen Bildkünstler nach Stutt-

gart gesendet; sie wurde verlangt als Anhaltspunkt zu einer Büste für sein Grabdenkmal; mit welch wehmütiger Seele würden auch Sie, verehrter Herr, diese im Tode noch ganz Eduardischen Züge angeschaut haben! bald sind es zwei Jahre, daß wir ihn nicht mehr haben — immer traumhafter wird das Dasein! Leben Sie wohl, bleiben Sie uns so herzlich gewogen als ich in Wahrheit mich nennen darf

Ihre Ihnen freundschaftlichst ergebene

M. Mörike.

---

21. Storm an Margarete Mörike

Gutshof Fobeslet, Jütland,
den 1. September 1877

Geehrte Frau!

Erst jetzt komme ich dazu, Ihnen auf Ihren so herzlichen und eingehenden Brief zu antworten; allerlei Sorge und eine Arbeit, die fertig werden sollte und nicht wollte [„Carsten Curator“], ließ mich eine Reihe von Freundesbriefen für diese jetzt zu Ende gehende Ferienzeit zurücklegen. Wollen Sie aber nie daran zweifeln, daß ich jeden Brief von Ihnen mit besonderer Freude empfange und fernerhin hoffentlich auch rascher beantworten werde. In Würzburg wurde ich durch den Zweck meiner Reise festgehalten. Daß ich mich nicht dennoch losgerissen, hat mich später oft genug gereut. Wenn die Sorge für meine

drei Söhne — die übrigen fünf sind ja Töchter —, erst etwas von meinen Schultern genommen ist, gedenke ich einmal zu meiner eigenen Freude und meiner guten Frau, der von meinem Ernst sehr geliebten Stiefmutter von Frau Constanzens Kindern, eine Reise nach dem Süden des Reichs zu unternehmen, und da wird Mergentheim gewiß auf unsrer Route liegen.

Mit Freude habe ich hier aus der Zeitung ersehen, daß Mörikes Denkmal zu seinem Geburtstage wird errichtet werden, und daß das Reliefbild sehr gelungen sei. [Das Porträtrelief auf dem Grabmal, 1904 in den neuen Stein eingefügt von Rudolf Dietelbach.] —

Gegen meinen kleinen Aufsatz haben Sie zwei Bedenken erhoben; ich selbst habe ein großes dagegen; er war mir nicht genug aus dem Vollen geschrieben. Aber ihren Haupteinwand kann ich nicht als begründet anerkennen; denn erstens: wodurch sollte jenes Gespräch zwischen mir und Mörike entstanden sein, wenn Mörike im traulichen Geplauder nicht diesen Dialektanflug gehabt und sich nicht auch dessen bewußt gewesen wäre, und zweitens beruht jede dieser mitgeteilten Äußerungen von ihm auf am folgenden Tage vorgenommenen Aufzeichnungen, die bei Abfassung des Artikels vor mir lagen. Daß nur ich, der Norddeutsche, das hörte, daß — um es zu formulieren — ein Schwab nicht den andern „Schwäbeln“ hört, ist vielleicht ebenso natürlich, als

daß es Ihnen auffällt, wenn Sie es gedruckt vor sich sehen. Sollte ich den Artikel noch einmal wieder abdrucken lassen, so werde ich etwas stärker noch betonen, daß dieser Dialektanflug sich nur im eigentlichen „Geplauder“ äußerte, wie ich selbst etwa mit meinen Jugendgenossen ins Plattdeutsche zu geraten pflege.

Das mit der Titelauflage war ja natürlich gegen die Gleichgültigkeit des Publikums gerichtet und bleibt im übrigen, meine ich, auf des Verlegers Schultern; wie der meinige es denn auch einmal bei den Gedichten so gemacht hat. [Bezieht sich auf die im Jahre 1876 aus den Resten der 5. Auflage der Gedichte Mörikes — 1873 erschienen — hergestellte sogenannte 6. Auflage. Es ist ein allgemeiner Irrtum der Biographen, daß die 5. Auflage (1873) aus Resten der 4. Auflage (1867) als Titelauflage hergestellt wurde. Am 28. April 1873 quittierte Mörike über den Empfang des Honorars von 200 fl. für die erste Hälfte der 5. Auflage; diese eigenhändige Quittung wurde als Autograph im Katalog 226 der Firma J. A. Stargardt in Berlin vor Jahren ausgeboten.] Ich glaube, Ihre Frauenempfindung ist hierin etwas zu zart, obgleich ich Sie gar wohl begreife. Es handelt sich ja bei einer solchen Titelauflage um nichts andres, als daß der Verleger das Buch noch einmal auf den Markt bringen kann und ist, denke ich, eine allgemein zugestandene Form dafür. Lisbeth wird wahrscheinlich im Oktober auf

ein paar Jahre das Stuttgarter Konservatorium besuchen und ich bedaure innig, daß Sie und Ihre Fanny dann nicht dort sind. Ich glaube, die beiden Mädchen würden gegenseitig etwas voneinander haben; denn Lisbeth ist eine Tochter, die ich und ihre Stiefmutter nur schwer entbehren werden. Sie wird wahrscheinlich bei Scherers [Georg Michael Scherer, 1823—1909, mit eigentlichem Namen Dommel, den Namen Scherer führte er erst seit 1860 laut Nachlaßakten des Amtsgerichts in München.] Schwiegermutter, der Frau von Seht, wohnen; vielleicht könnte sich ihr auch noch durch Sie, verehrte Frau, ein oder das andre Haus öffnen, wo sie geistige Nahrung und Erquickung fände.

5. September.

Seit vorgestern denn wieder zu Hause; die Zeit bei den Verwandten auf dem Lande war eine Regenzeit; erst als wir fortgingen, begann die Erntesonne zu funkeln. Lisbeth hatte indes mit ihren Brüdern, die alle drei für den Augenblick zu Hause sind, gewirtschaftet. Nur meine siebzehnjährige Lucie ist draußen in einer Pensionsanstalt. Ich stehe inmitten einer großen Familie; aber freuen Sie sich Ihres einen Kindes, wenn auch die Sehnsucht nach der Toten nicht aufhört. Wenn der Kreis enger ist, so schließt er sich desto enger, und die Grenzen liegen nicht so weit, daß man sie nicht beherrschen könnte. Da ich mich alt werden fühle, nicht in der

Empfindung, aber in der Abnahme der Kräfte, so betrachte ich oft mit Angst und Sorge das weite Feld, dem ich noch meine Tätigkeit zu widmen habe. Man möchte endlich etwas ruhen.

Wie steht es eigentlich mit der Gesamtausgabe von Mörikes Schriften? Sie ist doch nicht ganz beiseite gelegt? [sie erschien i. J. 1878]. Wenn sie im Werke ist, so müßte zweierlei dazu: ein Band Mörikescher Briefe und dann sein Knabenbild, das ich seinerzeit bei Ihnen sah, womöglich, wenn auch nur in Holzschnitt, die von Bauer erwähnte Zeichnung von Orplid, von deren Verbleib M. damals nicht zu wissen schien [Bauers Schriften Seite 227]. Die Hauptsache aber sind die Briefe.

Ich schließe für heute. Wie gern säße ich einmal ruhig bei Ihnen, und bespräche, wenn Sie mich solchen Vertrauens würdigten, mit Ihnen manches aus den letzten Jahren, dem ich mit der herzlichen Teilnahme gefolgt bin, das mir aber im innersten Kern unverständlich geblieben ist. Die Meinigen grüßen Sie, Lisbeth insbesondere Fanny, die sie noch in Stuttgart einmal zu sehen hoffe; Ernst erinnert sich sehr wohl der Essigflasche; er ist gesund und froh, und sein hiesiger Aufenthalt, der wohl noch 3/4 Jahre dauern wird, für mich eine rechte Lebensfreude. — Also — Sie schreiben bald einmal wieder?

Ihr ergebenster

Th. Storm.

Aus dem „Briefwechsel zwischen Storm und Keller“ möge als Ergänzung hier eingefügt werden, was sich auf Storms „Erinnerungen an Mörike“ bezieht.

Storm sandte an Keller Ende November 1881 zwei Doppelbände seiner Gesamtausgabe. Keller schrieb darauf am 29. Dezember 1881 an Storm: „... ich habe die einzelnen, mir schon bekannten Kleinode aufmerksam gezählt und beguckt, eh ich sie zu den übrigen in den Schrein stellte. Die „Erinnerungen an Mörike“ las ich freilich vorher durch, da sie mir so gut wie neu waren. Wie gewohnt, wenn von ihm die Rede ist, lief ich wiederholt nach seinen Bänden, um mich dieser und jener Stelle gleich zu versichern und halbe Stunden fortzulesen. Die melancholische Frage der „kleinen Gemeinde“ haben Sie trefflich ergänzt; freilich erscheint in dieser Beziehung mit jedem neuen Forschungsresultat der Defekt unsers allgemeinen Bildungszustandes nur um so größer.“

Und Storm antwortete am 3. Januar 1882: „daß meine Mörike-Erinnerungen Ihnen seine Bände wieder in die Hand gebracht, freut mich; mir geht's ebenso in solchen Fällen. Nach seinem Tode war es mir sehr recht, daß ich mir ... damals auf der Rückfahrt von jenem Besuche sogleich vollständige Notizen machte; denn Mörike führte wirklich ein halbverborgenes Leben. Seiner dafür so dankbaren Witwe schreib ich alle Jahre noch einmal, schicke ihr

auch von meinen Sachen. Spaßhaft war, wie sie mir auf jenen Aufsatz schrieb, es sei alles so schön ꝛc., nur hätten sie und seine Freunde sich darüber gewundert, daß ich ihn Dialekt sprechend eingeführt; er habe sich grade durch das Gegenteil ausgezeichnet. Ich schrieb ihr wieder, es nehme mich keineswegs wunder, daß ein Schwabe den andern nicht schwäbeln höre; er selbst habe es ja aber durch sein: „möcht's doch nit misse!“ zugestanden. Später sagte man mir übrigens, daß auch Auerbach ihn ebenso einführe, wenn er von ihm erzähle. Die gute Frau beruhigte sich denn auch.“

---

22. Margarete Mörike an Storm

Mergentheim, den 12. Januar 1878

Geehrtester Herr! .... Ihre freundliche Bemerkung wegen einem Briefband habe ich mit dem Herrn Verleger besprochen, es führte jedoch zu keinem Resultat, da es eine fortlaufende Reihe von Briefen sein müßte — eine solche Korrespondenz hat Eduard aber nicht geführt solange wir zusammen waren; dann aber sind von seiner Jugendzeit auch nur Freundesbriefe, aber nicht seine eigenen da — wo und wie wäre also das von Ihnen Gewünschte zusammenzufinden? jedenfalls für jetzt noch nicht. Das Bild von Orplid sah ich nie — Eduards Knabenbild findet vielleicht noch wo seine Anwendung. Ich

gestehe: dieses traurige Vermächtnis an mich ist noch zu neu und die große Erregung zu wenig gestillt, als daß ich nur den Mut habe, mich noch tiefer darein zu versenken; ich danke Gott, daß es mir bis daher gelungen ist, so ordentlich mit meiner Aufgabe durchzukommen; ruhig möchte ich nun der Zeit und Bestimmung überlassen, was noch an mich kommt und kommen soll. . . . . Ich selbst habe während meines Seins in Stuttgart so viel bloß zu Hause gelebt, und kann in Wahrheit sagen: so viele Leute Eduard besuchten, so wenig sind mir geblieben in und nach der schweren Bedrängnis — ich wüßte leider Fräulein Lisbeth nirgends einzuführen . . . . Sie schließen Ihren liebreichen Brief mit den Worten: „wie gerne möchte ich einmal ruhig bei Ihnen sein und besprechen, wenn Sie mich solchen Vertrauens würdigten“ — ich schließe heute: wie gerne möchte ich Sie mit allem bekannt machen, was Sie zu wissen wünschen! Ich möchte, der mir von den Eltern angestammten Treue und Aufrichtigkeit nach, mit einfachen wahrhaften Worten allerdings zuweilen meinen edlen Freunden das richtige und allein richtige Bild von mir geben, das durch ein merkwürdiges Verhängnis nur den ganz wenigen, die mich von Jugend an und stets kannten, recht dasteht — aber ich kann nur mich zu erkennen geben, wenn ich Andere fallen lasse; und dies habe ich gegen meinen Vorteil und die Gerechtigkeit noch nicht getan: ich habe nun ausgeweint, ausgelitten

und die vollste Beruhigung, der göttliche Friede, eine unendliche Freude im Vorgefühl des Wiedersehens von Eduard und allen Lieben beglückt mich; ich habe keinen Wunsch mehr, ich bin zufrieden wie noch alles kommt.

---

23. Storm an Margarete Mörike

Husum, den 30. April 1878

Liebe und verehrte Frau!

Haben Sie herzlichen Dank für Ihren lieben Brief, den ich freilich schon im Januar erhielt. Er gibt mir genügend Antwort auf das, was nach meinem Gefühl zwischen uns, wenn wir für den Lebensrest noch voneinander wissen wollen, nicht ganz unberührt bleiben durfte. Lassen wir es ruhn, und seien Sie versichert, daß mein Gefühl, wie Alles so gekommen, mich ziemlich richtig leitet: nicht damit habe ich zu kämpfen, daß ich Sie nicht belaste, sondern damit, daß ich das Gedächtnis des verstorbenen Freundes mir nicht trüben lasse. Aber auch das gelingt mir einigermaßen, wenn ich seine Kindsseele mit den Verhältnissen zusammendenke, in denen er und die um ihn herum aufgewachsen waren. — Sie haben den schönen Glauben eines Weiterlebens und eines, Irrtum und Wirrnis dieses Lebens ausgleichenden Wiedersehens. Möchte es Ihnen und auch uns anderen werden, die wir nur goldenen Traum darin erblicken können.

Was Sie mir über Mörikes Denkmal schreiben, ist allerdings wenig erfreulich; aber ein glücklicher Zufall scheint dies ja durch die Hand eines jungen Künstlers ausgeglichen zu haben. Möge denn dies gelungene Bildnis an einem stillen freundlichen Platze, wie der teure Tote sie liebte, seine Aufstellung finden. [Frau Mörike hatte geschrieben, sie habe von drei Seiten erfahren, das Reliefbild sei ganz mißlungen, die Büste aber ein um so größeres Meisterwerk, als der Künstler nur nach Vorlagen gearbeitet habe. Das Mörikedenkmal in den Anlagen, nahe der Silberburg in Stuttgart, wurde am 4. Juni 1880 enthüllt. Es ist ein Werk des Bildhauers Wilhelm Rösch.] — Daß, um gedruckt zu werden, eine fortlaufende Briefreihe nötig sei, ist eine offenbare Ausrede des Verlegers. Mir scheint ein ebenmäßig fortgesponnener Briefwechsel sogar ganz gegen M.'s Natur. Warum sollen einzelne Briefe, deren gewiß eine interessante Sammlung zustande zu bringen wäre, nicht ebenso dazu dienen, das Bild des Dichters zu vervollständigen. Sollte übrigens mit Schwind nicht dergleichen da sein? Vielleicht würde ein andrer Verleger bereit sein; es ist immerhin zu bedenken, zuerst nur das Material!

Meine Lisbeth ist seit vorigen Herbst in Stuttgart wohl zufrieden mit ihren Studien und ihrem Logis bei Scherers Schwiegermutter, Frau von Seht; auch hat sie schon allerlei gesellige Beziehungen. Sie hat die Osterprüfung mit Angst, aber mit Erfolg

bestanden und wird zum Sommer einmal nach Hause kommen. Sie ist bei der alten Dame wie Tochter im Hause und das Verhältnis läßt nichts zu wünschen übrig, obgleich Frau von Seht streng kirchlich ist, Lisbeth ganz auf dem Standpunkt ihres Vaters.

Damals in Würzburg hat es mich genug gequält, daß ich nicht zu Ihnen konnte, aber ich durfte nicht vom Fleck; es galt meinen Ältesten ins medicinische Examen zu bringen. Jetzt ist er schon beschäftigter Arzt in einer kleineren holsteinischen Stadt.

Ernst bereitet sich hier auf das große Staatsexamen und empfiehlt sich Ihnen bestens.

Und so geht es leis, aber immer etwas stärker abwärts auf der abschüssigen Bahn des Alters; an der Hand meiner trefflichen und von den Kindern geliebten zweiten Frau.

Im April des Jahres resp. in „Westermanns Monatsheften“ und in der „Rundschau“ erscheinen zwei Sachen von mir, der schon im August v. J. vollendete „Carsten Curator“ und „Renate“, beendet im Februar d. J. Beide sollen vor Ablauf des Jahres in Ihre Hände gelangen, d. h. in Buchform. Leider wird, insbesondere die erste Erzählung, Sie nicht eben erquicken; denn wir können wohl das Glück entbehren, aber nicht die Hoffnung; die muß dem Leser in irgend einer Weise zur Seite bleiben bis zu Ende aus. Das fehlt hier; und so wird es peinlich, statt tragisch. Trotzdem dürften drei Ge-

stalten darin mit zu meinen besten gehören. Nun — Sie werden lesen und selbst empfinden.

Für heute nehme ich Abschied; meine Frau grüßt mit mir auch Fräulein Fanny. Kommt die nicht einmal nach Stuttgart, um mit der langen Lisbeth Bekanntschaft zu machen?

Noch einmal herzlichen Gruß! und schreiben Sie bald einmal wieder

Ihrem treu ergebenen

Th. Storm.

24.—25. Margarete Mörike an Storm

Mergentheim, 4. Juli 1878. Die Schreiberin dankt Storm für seine gerechte Gesinnung: „daß ich — dem Raum nach so entfernt, dem Herzen nach aber so nahe einen Freund in Ihnen besitze, den Einzigen aus so vielen, die dem lieben Eduard angehörten, der ein Wort des Gefühls für mich und ein solches Wort, mir zukommen ließ! O, ich weiß es gewiß, Sie haben damit einen Segen gespendet, Sie haben selbst dem verstorbenen Freunde wohl damit getan, denn jetzt sieht er das Wahre, und ist nicht mehr in Nacht und Unklarheit. Sie sagten recht: er war die reichste, liebenswürdigste Kinderseele, und zu dieser hin konnte meine treue Liebe (im Geiste) fort und fort dringen; ich habe in keiner Lage meines Lebens seine Seele voll Liebe losgelassen, und nun hat mich Gottes Gnade auch

noch den zeitlichen Frieden auf diese Weise finden lassen, daß ich erfüllt bin mit den trefflichsten Hoffnungen eines seligen Wiedersehens! ... Von Schwind ist wohl eine Reihe Briefe da — Eduard sprach aber selbst den Willen aus, sie nie zu veröffentlichen, weil Schwind in ihnen recht oft lebende Persönlichkeiten auf seine Art und Weise besprach."

Storm antwortete diesmal nicht; die Gründe seines Schweigens sind aus seinem nächsten Schreiben ersichtlich. Seine Freundin, beunruhigt, ob sie sich in ihrem Briefe verfehlt und er sich von ihr abgewandt habe, schildert am 8. Oktober 1880 — nachdem ihr Storm gerade sein neuestes Werk, „die Söhne des Senators", gesandt — ihre Unruhe, und kündet die Verlobung ihrer Fanny mit deren Nachvetter, Georg Hildebrand, einer vieljährigen Jugendliebe, an.

---

26. Storm an Margarete Mörike

Hademarschen bei Hanerau, Schleswig-Holstein,
20. Oktober 1880

Liebe und verehrte Frau!

Zunächst Dank für Ihren Brief und alle guten Wünsche für die Braut; freilich wird es für Sie ein schmerzliches Verzichten, wenn Sie den Kindern nicht folgen wollen. Doch das ist Elternlos. Meine Lisbeth ist seit reichlich einem Jahr mit einem liebenswürdigen Mann, dem Pastor Haase

in Heiligenhafen verheiratet; sie ist dadurch Stiefmutter von drei Kindern geworden, wozu sie durch ihr frisches Wesen, wie ich glaube, wohlgeeignet ist; die nach ihr kommende Schwester Lucie — verlobt mit einem jungen Pharmazeuten und leider weiten Aussichten — ist augenblicklich bei ihr. Gern sendete ich Ihnen Bilder von uns; aber seit zehn Jahren ist kein Photograph für uns beschäftigt gewesen; sobald es geschieht, und meine Frau und ich müssen doch wohl noch einmal daran denken (Westermann, der Verleger meiner Gesamtausgabe, verlangt auch heut eine neue Aufnahme, die ich ihm aber zur Zeit ja nicht gewähren kann), sollen Sie gewiß zunächst mitbedacht werden. Sehr, und das ist kein bloßes Wort, würde es mich freuen, wenn ich Ihre Bilder erhalten könnte; Mörikes und Ihrer beiden Töchter Kinderbilder sind in meinem Album; bekäme ich nun Ihr und Ihrer Fanny Mädchenbild dazu, dann hätte ich ein vollständiges Mörike-Folium.

Doch ich will Ihrer freundlichen Teilnahme weiter berichten. Sie bedauern, daß ich Husum verlassen; und gewiß, es ist fast die angenehmste Stadt, die ich kenne; liebe Freunde, mein lieber jüngster Bruder und Arzt, mannigfachste geistige Nahrung — weshalb bin ich hier? Ich kann schwer darauf antworten; es ist so gekommen. Mein zweiter Bruder, verheiratet mit einer etwas älteren Schwester meiner Frau wohnt hier; die Schwestern lieben sich sehr, sie wünschten das Leben miteinander auszuleben.

Da hat mich denn wohl die Liebe zu meiner kleinen Frau Do verführt, diesen tollkühnen Schritt zu tun. Im übrigen ist es hier so übel nicht. Die Gegend sehr anmutig, Eisenbahnstation im Dorf, in vier Stunden nach Hamburg, in noch weniger nach Kiel, außer dem liebenswürdigen kinderreichen (die eine Tochter eminent musikalisch) Hause meines Bruders — ursprünglich Landmann, betreibt er jetzt einen großen Holzhandel — sind hier allerlei Leute zum Verkehr, eine Gutsherrschaft, ein blühendes Institut, Ärzte, Prediger usw. Der Ort, wo das Gut liegt, heißt wie dieses, Hanerau; das Kirchdorf dazu, wo mein Bruder wohnt, Hademarschen; zwischen beiden eine Chaussee von einer Viertelstunde mit weiten Ausblicken in anmutige, echt holsteinische Landschaften; ungefähr in der Mitte habe ich 1878 ein geräumiges Grundstück gekauft, auch sogleich den Garten angelegt, und diesen Sommer (wir bewohnen hier im Dorf zur Zeit eine bequeme Mietswohnung) einen bequemen Landsitz darauf erbaut (neun geräumige Zimmer mit Veranda und Terrasse), den wir zum Frühling zu beziehen gedenken.

27. Oktober

Mein Brief ist liegen geblieben und unterdessen unsre Lucie nach Hause gekommen, so daß wir nun hier mit vier Töchtern haushalten. Die beiden jüngsten, Gertrud und Friederike [Dorothea] genannt Dodo (vierzehn und zwölf Jahre alt) werden außer von mir und einem hiesigen Lehrer in Englisch



Ernst Storm

Karl Storm, März 1874

und Klavierspiel auch von ihrer siebzehnjährigen Schwester Elsabe unterrichtet. Und so geht die Sache ganz leidlich vorwärts.

Von meinen Söhnen ist Ihr Freund und Verehrer, der Jurist, Hilfsrichter in der schleswigschen Stadt Tondern; der älteste, Hans, mein Sorgenkind ... fährt augenblicklich als Schiffsarzt des Rotterdamer Lloyd von dort auf Batavia; die Stellung ist pekuniär sehr günstig. Mein „stiller Musikant“ Karl ist nach wie vor Musiklehrer zu Varel im Oldenburgischen [1853—1899].

Daß Ihnen meine kleine Novelle [„die Söhne des Senators“] einige Teilnahme abgewonnen, hat mich gefreut; sonst ist sie allerdings die schwächere Schwester meines „Vetter Christian“, was zum Teil freilich am Stoffe lag, bei dem das Anekdotische nicht ganz zu überwinden war. Der Stoff ist aus meiner mütterlichen Familiengeschichte; in Wirklichkeit aber vertrugen sich die Brüder nicht und die Mauer zwischen den beiden Höfen steht, wie ich meine, heute noch.

Für heute nicht mehr, als herzliche Grüße von mir an Fräulein Fanny und von Frau Do an Sie beide.

Ihr alter Freund Th. Storm.

---

27. Margarete Mörike an Storm

Die Antwort vom 23. Dezember 1880 ist lediglich rückbezüglich auf die Mitteilungen Storms.

---

28. Storm an Margarete Mörike

Ein kurzer Brief — nicht mehr vorhanden — dem das (diesem Buche beigegebene) Bild Storms angefügt war, mit rückseitiger Widmung. In dem Briefe kündigte Storm weitere Bildnisse an, sowie den „Herrn Etatsrat“. Dies geht aus der Antwort hervor (4. Februar 1881), und auch der Dank für das übersandte Buch (3. August 1881):

29.—30. Margarete Mörike an Storm

---

31. Storm an Margarete Mörike

Hademarschen, den 23. August 1881

Liebe und verehrte Frau!

Sie müssen nicht gar so bescheiden sein, es ist mir ja eine Freude, Ihnen dann und wann ein Lebenszeichen zu geben, und das gilt nicht nur dem lieben unvergeßlichen Toten, sondern ebenso Ihnen selbst, wie Sie mir damals an jenem so weit dahinter liegenden Sommertage, und wie Sie dann später auch meinem Sohne Ernst, dem jetzigen Amtsrichter in Nordschleswig (Toftlund) erschienen sind, welchen letzteren wir jetzt mit seiner kleinen liebenswürdigen Braut, Marie, Tochter eines Seminarlehrers in Tondern, hier auf Ferienbesuch haben. Die Verlobung meiner Lucie ist still und freundlich nach fast dreijährigem Bestehen gelöst; eine schwere Sache. Es hat mir selbst recht weh getan; er war

ein ehrenwerter Mann; aber er war Katholik, und die Befangenheit im streng kirchlichen Katholicismus nahm in letzter Zeit so zu, daß es mit einer Tochter meines Hauses, wo freies, selbstverantwortliches Denken als selbstverständliche Lebensbedingung gilt, nicht wohl mehr gehen konnte. In diesen Tagen ist die Arme einundzwanzig Jahre geworden; sie möchte irgend eine Stellung außer dem Hause annehmen; aber sie leidet seit Jahren an Nerven- (auch Gesichts-) Schmerzen, die durch die aufregende letzte Zeit sie jetzt natürlich schlimmer plagen. So muß es damit doch noch anstehen. — Mein Medicus Hans ist seit etwa einem halben Jahr besoldeter Arzt in Frammersbach bei Lohr; wir erhalten jeden andern Sonntag einen ausführlichen zufriednen Brief von ihm, und ich hoffe, daß dieses Sorgenkind sich noch zurechtlebt, wozu seine unzweifelhafte ärztliche Tüchtigkeit jedenfalls ein Fundament bildet. Mein Musikus der sich in Varel durchschlägt, war im Sommer auch auf ein paar heitre Ferien, mit Ernsts Schwiegereltern zusammen, hier. Sie sehen, daß es uns an Besuch nicht fehlt in unserm neuen Hause; wir sind von Mai an keinen Tag fast allein gewesen. Nun erwarten wir noch unsern guten Paul Heyse, der gegenwärtig auf Sylt ist und so kümmerlich sein soll, daß, wie Gottfried Keller mir gestern schrieb, die Ärzte ihm auf zwei Jahre hinaus die Arbeit untersagt haben. [Keller-Storm-Briefwechsel, 3. Aufl. 1909 Seite 118 f.]

Daß Ihnen der „Etatsrat“ etwas abgewonnen, hat mich recht gefreut; das Groteske (es entsteht wohl dadurch, daß man mit dem an sich, wo es sich nicht zu einer Schreckensgröße erhebt, in der Kunst unverwendbaren moralisch oder ästhetisch Häßlichen eine Wiedergeburt durch den Humor vornimmt) ist sonst nicht jedermanns, namentlich selten Frauensache. Die Verbindung des Grotesken mit dem Zarten wurde hier von einem Freunde besonders anerkannt. Etwas Neues habe ich noch nicht im Rahmen; dieser unruhige Sommer mit dem neuen Hause und dem neuen Garten, wo man stets gegen Dürre und Kälte für die neuen Anpflanzungen zu sorgen hatte, war dem Innenleben eben nicht günstig; hoffentlich bringen Herbst oder Winter wieder etwas.

Gedenken Sie ferner Ihres alten Freundes

Th. Storm.

24. August

Liebe Frau Mörike! ich komme noch einmal. Bei Correktur eines Wiederabdruckes meiner „Erinnerungen an Eduard Mörike“ sind mir wieder zwei Fragen aufgetaucht: ist die Zeichnung von der Insel Orplid, deren Bauer in seinen Schriften erwähnt, nicht wieder zum Vorschein gekommen? und: besitzen Sie noch dies hübsche Knabenbild — ich meine in Bleistift — von Mörike? Es müßte eigentlich photographisch für seine Freunde vervielfältigt werden.

Und dann noch einen Gruß von meinem Sohn, der sich gern der Stunden erinnert, die er in Ihrem Hause verlebt hat.

Über Obiges, bitte, bei Gelegenheit eine Auskunft!

Nochmals Ihr alter Freund

Th. St.

Ist noch immer kein Buchhändler da, der eine Sammlung von Mörikes Briefen herausgeben möchte? Da müßte das Jugendbild davor.

---

31 a. Ernst Storm an Margarete Mörike

Hademarschen, 24. August 1881

Sehr geehrte Frau Mörike, ich wollte Vaters Brief nicht fortgehen lassen, ohne Ihnen einen Gruß mitzusenden. Ich bin jetzt Richter in dem nördlichsten Teil des deutschen Reichs, in Toftlund, so dicht an der dänischen Grenze, daß ich auf meinen Landtouren, die ich dienstlich zu machen habe, die dänischen Gehöfte und Dörfer liegen sehe. Mein ganzer Bezirk spricht denn auch dänisch und ist dänisch gesinnt; daher ist es gut, daß meine kleine Braut, ein Mädchen, fast so blond, wie Ihr Fräulein Tochter, dieser Sprache mächtig ist; täglich erhalte ich jetzt, wo ich in den Ferien mit ihr zusammen bin, eine Lektüre. — So weit nach Norden dachte ich nicht hinauf zu kommen, als ich damals als fröhlicher Student Ihr gastliches Haus in Nürtingen heimsuchte [27. Mai 1871] und als Sohn meines

Vaters so wohl von Ihrem Herrn Gemahl und Ihnen empfangen wurde. Ich erinnre mich jenes Besuchs noch sehr genau. Wie wir Vaters „Hausbuch“ kritisierten, wie dann Ihr Herr Gemahl verschiedene Gedichte, die er mit Unrecht ausgelassen wähnte, mit erhobener Stimme vorlas, Alles das kann ich mir noch vergegenwärtigen. Nach dem Abendessen, es gab Suppe und dazu Brot und Landwein, machten wir einen Spaziergang, wir gingen auf einen schönen Aussichtspunkt. Nachher wurden noch Spukgeschichten erzählt, die mir immer unvergeßlich bleiben werden.

Ich hätte wohl Lust, mal wieder nach dem Süden zu reisen, besonders, da mein jetziger Wohnort mitten in der ödesten Heide liegt; vielleicht die Hochzeitsreise — wenn ich dann mal wieder bei Ihnen vorsprechen darf — meine Braut kennt den Dichter Mörike auch, dafür habe ich gesorgt; noch dieser Tage habe ich ihr in der Veranda sitzend aus den Gedichten vorgelesen. Sie bittet mich, unbekannterweise von ihr einen Gruß mitzusenden, leben Sie wohl und empfehlen Sie mich Ihrer Fräulein Tochter, Ihr ganz ergebener

Ernst Storm.

---

32. Margarete Mörike an Storm

Mergentheim, 30. November 1881

Zwei Absätze des langen Schreibens sind für den Zusammenhang wichtig: die Äußerung zu der Auf-

lösung des Verlöbnisses von Storms Tochter Lucie: „Wäre der Grund zur Lösung des Herzensbundes ein anderer gewesen, als den Sie mir nannten, dann würde ich vielleicht imstande gewesen sein, meine Empfindungen mit den Ihrigen zu vereinen und mehreres darüber zu sprechen; als Katholikin aber, und aufs Festeste überzeugt, daß dies ein Punkt ist, wo uns die andere Konfession nie verstehen wird, so lange sie auf ihrem Standpunkt bleibt, ich auch durchaus nicht Rednerin bin, um Ihnen richtig mein Denken darzulegen, was mir ebenfalls nicht zustünde und Ihnen mit Recht in diesem Falle mißfallen müßte, so will ich nur sagen: es dauern mich die beiden jungen Leute sehr! gebe aber festbegründet zu ‚Sie taten am Ende gut' — da eine Mischehe in den weitaus meisten Fällen eine nicht vollkommen glückliche wird!" . . . .

Ferner: „Der letzte Ihrer Sommergäste, Paul Heyse, ist auch längst wieder von Ihnen geschieden; — es würde mich freuen, wenn Sie ihn nicht so übel aufgefunden hätten, als der Ruf vor ihm herging; — ich erinnere mich noch gut seiner zarten Gestalt und kann leicht glauben, daß das Leben mit seinen Sorgen und Leiden nicht große Anstrengung brauchte, um ihn herabzubringen! — Wie mag aber dieser sein Zustand Ihrem Zusammensein eine Wehmut gegeben haben!"

33. Storm an Margarete Mörike

Hademarschen-Hanerau, 24./25. Sept. 1882

Endlich, verehrte liebe Frau, bringt Ihnen die Post denn wieder einmal ein Wort Ihres norddeutschen Freundes, dazu die neueste, freilich schon Ende Februar d. J. vollendete Novelle [„Hans und Heinz Kirch“], die sich Herr Westermann aber von mir für das Probeheft des neuen Jahrgangs erbat, welcher erst mit dem jetzigen Oktoberheft beginnt und außerdem das photographische Portrait unsrer beiden Jüngsten: die rechts (vom Beschauer) Stehende ist unsre 17jährige Gertrud, die etwas finster geraten ist, die links mit etwas zuviel Vortrag Sitzende Dodo, getauft Friederike; letztere das eingeborene Kind meiner guten Do, erstere das letzte Kind aus meiner Ehe mit Frau Constanze, und das, welches ihr das Leben kostete; die Beiden halten sehr zusammen. Das säulengleich in der Mitte stehende starke Mädchen ist eine Bekannte von ihnen, Tochter eines hiesigen Arztes, die ich in den Kauf geben muß.

Ich hätte Ihnen längst einmal geschrieben, aber es ist mir seit dem Frühling nicht eben gut ergangen, wo sich eine mir bis dahin unbekannte Verdauungsschwäche einstellte, die mir Antrieb und Kraft zu geistiger Arbeit raubte, und sich erst jetzt etwas zu verringern scheint; mir aber auch jetzt noch das Gefühl läßt, als hätten nun eigentlich die Tage, die uns nicht gefallen, fühlbar ihren Beginn genommen.

Trotzdem ist während des Sommers ein Strom von Gästen (an meinem vorjährigen Geburtstag war auch Paul Heyse bei uns) durch unser Haus gezogen, was mit den Pfingsttagen zu beginnen pflegt, wo unser ärztlich-brüderliches Haus in Husum ein für allemal sich auf die Festtage in den beiden brüderlichen Häusern hier einquartiert. Nur einmal war ich drei Wochen fort, teils in Husum, die längste Zeit aber bei unserem Ernst in Toftlund, wo er noch bis nächsten Herbst ohne seine kleine Künftige hausen wird. Trotz der mager ausgestatteten Junggesellenwohnung war es recht behaglich und unsre Teestunde, Morgens und Nachmittags, wurde redlich zu vertrautem Plaudern, auch zu allerart uns gefälliger Leserei ausgenützt; auch Mörikes und Ihrer wurde warm dabei gedacht.

Den Stoff zu der beigehenden Novelle fing ich mir, als ich im vorigen Herbste im Pfarrhause unsrer Kinder zu Heiligenhafen in Begleitung unserer Dodo 14 angenehme Tage verlebte; und so geschieht es, daß Sie in dieser Dichtung zugleich ein ziemlich getreues Bild von Lisbeths Wohnort erhalten. Dort habe ich denn auch den nächsten Monat Hoffnung, einmal etwas dauernder Großvater zu werden; das erste Kind lebte kaum 14 Tage. Lisbeth ist übrigens diesmal sehr frisch und kräftig.

— — Ich nehme eben Ihren Brief vom 30. November 81 zur Hand und erschrecke fast, daß wir bald wieder dies Datum pr. 82 haben. Sie sprechen

dort so teilnehmend von unsrer Lucie, und mit Recht. Sie ist jetzt mein Sorgenkind; Hans ist es nicht mehr.

Daß Sie Katholikin sind, wußte ich nicht; ich stimme ihnen völlig bei, zwei Menschen verschiedener Konfession, die auch nur noch an einer Faser mit der Konfession zusammenhängen, in die sie hineingeboren sind, die sollten keinen Ehebund schließen. Es wird mir durch diese Mitteilung auch, was Sie, liebe und verehrte Frau, erfahren haben, wenigstens um etwas erklärlicher. —

Um noch ein Wort von unsrer in einigen Monaten 20jährigen guten Ebbe (Elsabe — Ton auf der ersten Silbe) zu reden, so wird sie zur großen Genugtuung unsrer Heiligenhafener im nächsten Monat dahin gehen, um ihrer Schwester Haushalt in den Wochen zu führen, wo es heißt:

„Frau Adelheid, Frau Adelheid, in ihrem Bettlein feine,
Muß ferne sein, muß ferne sein; doch ist sie nicht alleine."

O wie muten mich diese Verse aus dem „Nolten" an, da ich sie niederschreibe, wie goldner, längstvergangner Sonnenschein; mir ist, als stünden die Toten wieder auf. Aber — wir wollen sie schlafen lassen; und das Weiterleben aufs Beste zu besorgen suchen, wenn's auch immer etwas mühsamer wird. [Storm zitiert die Verse aus dem Gedächtnis, die erste Zeile heißt richtig: „Frau Adelheid, zu dieser Zeit in ihrem Bettlein reine." Sie stehen in der ersten Noltenausgabe, Bd. II Seite 441, in der Umarbeitung (1877) Bd. II Seite 101.]

Lassen Sie nun, bitte, gelegentlich auch ein Wörtchen hören, wie es in der langen Zeit Ihnen und Ihrer Fanny ergangen, und ob, wie ich wünsche, Ihnen das 64. Jahr besser geraten ist, als nach Ihrem letzten Briefe das 63.

Meine Frau Do, die freilich 11 Jahre jünger ist als ich, der ich in diesem Monat mir meine 65 auflud, hält sich recht wacker, und da auch die drei Jüngsten froh und gesund sind, auch unser Haus sich nun für die schlimme Jahreszeit schon als warm und behaglich ausgewiesen hat, so gehe ich, obgleich weniger kräftig als im vorigen Jahre, dem Winter doch mit leidlicher Ruhe entgegen.

Und so seien Sie, liebe Frau Margarete und Ihre Fanny von uns allen hier aufs Herzlichste gegrüßt!

Ihr alter Th. Storm.

---

34. Margarete Mörike an Storm

Aus einem Brief von Mergentheim, den 21. November 1882, über die Hochzeit der Tochter Fanny im Hause der Verwandten Bruckmann in Blaubeuren: „Während des Essens ward von zwei anwesenden Herrn in langen Reden des Hutzelmännleins gedacht — Blaubeuren, Stuttgart, Ulm, die Donau, in welche ja der Blautopf fließt, dann das Schwarze Meer und Kischineff, von woher Georg [Hildebrand, der Bräutigam, Uhrmacher, 1852 bis 1907] Eingang dieses Jahres gekommen war, wurden

an der Hand von dem Märchen wie Weissagungen des Vaters der Braut behandelt — es gelang wirklich rührend schön.“ [Aus dieser Ehe leben von sechs Kindern heute zwei Söhne und eine Tochter, von letzterer wiederum eine Urenkelin des Dichters.] Den Schluß des Briefs bildet eine ausgedehnte, etwas einseitige Darlegung der Gründe zur Ehetrennung im Juli 1873, die im folgenden Brief noch ergänzt wird. Im Rahmen dieses Buchs erübrigt sich ein Eingehen auf diese Angelegenheit, die nicht in Kürze behandelt werden kann.

35. Storm an Margarete Mörike

sendet in Zeitschriftenabdruck seine Novelle „Schweigen“ mit einem kurzen, nicht erhaltenen Begleitbrief (11. Mai 1883).

36. Margarete Mörike an Storm

Pfingstsonntag, den 13. Mai 1883, enthält außer den erwähnten Ergänzungen des Briefs 34 den Dank für die noch nicht gelesene, am Morgen empfangene Novelle.

37. Storm an Margarete Mörike

Hademarschen bei Hanerau,
den 17. Mai 1883

Liebe verehrte Frau!

Aus Ihrem Briefe habe ich mit Freuden ersehen, daß es mir gelungen ist, meine kleine Sendung zu

den Festtagen in Ihre Hand zu bringen; ich machte mir Gedanken, Sie möchten bei Ihren Kindern sein, was ja denn vorher der Fall war. Möge es nun nächstens mit Ihrer Fanny so glücklich gehen, wie mit unsrer Lisbeth, die seit 24. Oktober (ihrem Hochzeitsdatum) v. J. ein gesundes Töchterlein im Arm hat. Das Kind wurde nach ihrer mütterlichen Großmutter, an deren 58. Geburtstage (5. Mai) die Nachtigall und dann nicht wieder in meinem Garten schlug, Constanze getauft. Am Sonntage vor Pfingsten hielt mein Schwiegersohn eine Wahlgastpredigt in Hamburg (St. Pauli) und ich hoffe, daß er wenigstens auf den engeren Wahlaufsatz kommt. Sie sind in der kleinen abgelegenen Stadt Heiligenhafen für ihre geistigen Bedürfnisse, Anregung durch entsprechenden Umgang etwas zu sehr isoliert; eine Versetzung nach Hamburg würde ich als ein rechtes Glück betrachten. Doch rechne ich selbstverständlich nur auf eine Möglichkeit.

Eben komme ich aus dem Garten, wo es in den letzten schwülen Tagen — es soll 22 Grad Réaumur im Schatten gewesen sein — mit Grünen und Blühen wie im Sturm gegangen ist. Aus dem anstoßenden Felde schlug die Wachtel, die mir in Ermangelung der Nachtigall auch recht lieb ist. Unsre Pfingstgäste haben uns gestern verlassen und nun ist, bis etwa um 14 Tage mein Bruder Doktor aus Husum mit Familie kommt, fürs Erste etwas Ruhe. Lucie, jetzt die Älteste zu Hause, geht vielleicht im Sommer

zu Hans nach Frammersbach, um ihm dort einen kleinen eigenen Hausstand zu führen; im Spätsommer werden wir Übrigen, d. h. wir beiden Alten mit Elsabe und Gertrud und Dodo nach Tondern reisen, um im Hause seiner Schwiegereltern unsern Ernst zu verheiraten. So rückt das Leben weiter und es scheint, wie auf abschüssiger Bahn desto schneller zu gehen, je mehr es sich dem Ende nähert; übrigens bin ich nach dem schlechten Sommer im vorigen Jahre im Winter leidlich gesund gewesen, habe gearbeitet und auch mit Frau und jüngster Tochter den jährlichen Januarbesuch in Husum von etwa 3 Wochen glücklich durchgemacht, wo denn das Quartier zwischen meinem Bruder und Graf Reventlows, dem dortigen Landrat, unsern nächsten dortigen Freunden, geteilt wird. Jetzt lebt die ganze Familie womöglich nur im Freien, auf der Terrasse, wohin eine Tür aus der Eßstube führt, und an die eine geschlossene Veranda stößt, oder morgens gegenüber unter den jungen Linden, wo eine Schutzplanke die Ostsonne abhält. In dem großen Garten ist, besonders bei großer Dürre, auch genug zu tun. Ringsum, auf meilenweit sichtbar, breitet sich echt holsteinische Landschaft in Wald und Flur, alles jetzt im schönsten Frühlingsschmuck. Zu Weihnachten und Neujahr hatten wir unsern Musiklehrer Karl aus Varel hier, der seine Sommerferien diesmal bei Hans im Spessart zugebracht hatte; zum Sylvesterabend kam auch noch mein lieber junger Freund, der Literar-

historiker Erich Schmidt [1853—1913], Universitätsprofessor in Wien, der in der Hamburger Bibliothek Lessingstudien trieb. — Sie sehen, einsam bin ich nicht, mag's auch nicht sein, so lang die Kräfte reichen. Von meiner Frau und den Meinigen die freundlichsten Grüße und so wollen wir für jetzt nichts anderes wünschen, als daß Sie, liebe Freundin, bald in Freuden mögen Großmutter werden.

Ihr getreuer

Th. Storm.

Ja, da fällt mir noch die Ordensgeschichte ein: [Mörikes Frau hatte von Storms Auszeichnung gehört und bei ihm angefragt] es ist der Maximiliansorden, den ja Ihr Eduard auch hatte. Als abgehender Beamter traf mich der rote Adlerorden Cl. IV, dessen Ausbleiben für ein Mißfallen, dessen Erhalten für keine besondere Ehre anzusehen ist. [Mörike wurde nach Justinus Kerners Tode auf Emanuel Geibels Vorschlag zum Mitglied des „Ordens für Wissenschaft und Kunst" durch König Maximilian II. von Bayern ernannt, Dezember 1862.]

---

38. Margarete Mörike an Storm

teilt am 20. Juli 1883 brieflich die Geburt ihres ersten Enkels mit.

---

39. Storm an Margarete Mörike

Hademarschen, 30. Juli 1883

Meine verehrte Freundin!

Ihr Brief vom 20. d. M. hat keine nähere Adresse, und so schreibe ich Ihnen unter der alten unser Aller herzliche Glückwünsche zu der so glücklich angelangten Enkelin. Sagen Sie auch den jungen Eltern — Frau Fanny lag ja noch in der Wiege, als ich damals bei Ihnen einkehrte — unsre besten Grüße! Ich habe gegenwärtig außer meinem Musikus auch die Lisbeth mit ihrem kräftigen und allerliebsten Töchterchen, jetzt fast 10 Monate alt, hier im grünen Hademarschen. Beide, von denen die Letztere eben bei mir sitzt, lassen ganz besonders grüßen. Es steht alles wohl bei uns, und morgen fahre ich selb siebent an Weib und Kindern nach Tondern, um dort unsern Ernst, den Amtsrichter, mit seiner kleinen Braut zu verheiraten; alles an Kleidern, Spitzen und Blumen ist glücklich in Ordnung; möge nun nur der Himmel seinen Sonnenschein dazu geben. Am 3. August denken wir wieder hier zu sein, wo es in der Tat so anmutig und ringsum so frisch grün von quellendem Laube ist, daß ich mich immer schwerer davon trenne. Eine kleine Arbeit, was, wie Sie wohl auch einst bei Ihrem Eduard empfunden haben, zur vollen Behaglichkeit gehört, ist auch wiederum begonnen, schreitet bei den vielen einkehrenden Gästen aber

nur langsam vorwärts, obgleich, als eine Art Nötigung der Titel „Alte Kunden“ schon groß darüber geschrieben ist. Ob's was wird? — Nous verrons. [„Alte Kunden“ — endgültig „Chronik von Grieshuus“ genannt.]

Von den vier jüngsten Töchtern wird nur Lucie bei der Hochzeit fehlen, sie ist seit einigen Wochen nach Bayern gegangen, um dort mit ihrem Bruder Hans, dem Arzte, der vor kurzem nach dem freundlichen Mainstädtchen Wörth a. M. übersiedelte, einen kleinen Haushalt zu begründen, der denn in diesen Tagen auch begonnen hat. „Flädele-Supp“ mit gekochtem Fleisch ꝛc. — der Himmel weiß, was das für eine Suppe ist! — ist das erste Gericht und die erste Probe von Lucies Kochkunst gewesen; aber der Bruder schrieb: „das Diner ist gut ausgefallen und hat noch zum Souper gereicht.“ Wir hoffen für Beide Befriedigung von diesem Zusammenleben. Der Bruch in ihrem Leben ist doch nicht so ganz verwunden. Zur Hochzeit können die beiden freilich nicht kommen.

Ich schließe, liebe Frau; nochmals mit Grüßen an die junge Mutter. Möge Tochter und Enkelkind Ihnen noch lange zur Freude sein!

Herzlich Ihr

Th. Storm.

Storm adressierte diesen Brief „an Frau Prof. Mörike, geb. v. Speth in Cleversulzbach, Württemberg“; wie er darauf verfallen konnte, ist nicht er-

klärlich. In Cleversulzbach war Mörike von 1834 bis 1843 Pfarrer, mithin lange vor seiner Eheschließung. Der Brief kam indessen — da Cleversulzbach vom Postamt in Neuenstadt am Kocher bestellt wird — es liegt das Dorf etwa 3/4 Stunde von dort — durch Auskunft im Mörikeschen Frauenstift richtig an die in Neu-Ulm weilende Adressatin.

40. Margarete Mörike an Storm

vom 6. August 1883 berichtigt zwei Irrtümer Storms: ihr Enkelkind sei ein Sohn und nach dem Dichter, seinem Großvater, Eduard getauft, und ferner, daß sie in Cleversulzbach eine ganz Fremde sei.

41. Storm an Margarete Mörike

schildert die Hochzeitsfeier seines Sohnes Ernst; der Brief ist nicht mehr vorhanden. Den Dank erbringt die Antwort

42. Margarete Mörike an Storm

vom 28. September 1883.

43. Storm an Margarete Mörike

Hademarschen-Hanerau, 27. August 1884

Es wird Herbst, liebe Frau Mörike, und da bin ich wieder, freilich noch nicht mit „Grieshuus", das werde ich Ihnen erst nach einigen Wochen senden

können, sondern nur Ihre Hülfe zu einer kleinen, ungefähr fertigen Arbeit zu erbitten, worin schwäbisch gesprochen wird. Und ich möchte mich nicht blamieren. Karl war in seinen Sommerferien hier und eines Abends, da wir in einer prächtigen Julinacht mit Freunden auf der Terrasse saßen, erzählte er, seine Pfeife rauchend, so lebhaft ein Ereignis aus seiner Konservatorienzeit, mir freilich von früher schon bekannt, daß ich es aufzuschreiben beschloß. Allerlei Leute sprechen schwäbisch darin; ein Gastwirt vom Lande, zwei Brüder aus Stuttgart und aus Waiblingen, eine Tischlermeisters-Tochter aus Stuttgart, eine Schildwache. Sie brauchen wohl nicht ganz Dialekt zu sprechen, aber was sie an Dialekt sprechen, müßte doch richtig sein; originelle malerische Worte hätte ich gern. Ich erlaube mir, Ihnen diese Gespräche hier vorzulegen, mit der Bitte, sie mir korrigiert zurückzuschicken. Finden Sie irgendwo ein lebendigeres, eigentümlicheres Wort — nur muß es im Zusammenhang den Norddeutschen verständlich sein — so schreiben Sie es bitte, dabei. Ich werde Ihnen nachher die Druckbogen schicken. In der ersten Scene ziehen nachts drei Konservatoristen aus (Karl war der eine) und ersingen sich durch ein Terzett Frühstück und Morgenkaffee.

Wenn Sie die einzelnen verbesserten Ausdrücke nur auf ein Stück Papier für sich schreiben, so finde ich mich auch zurecht und brauche dann das Beiblatt nicht wieder. — —

Uns geht es allen leidlich.

Darf ich Sie noch bitten, mir recht bald zu antworten, da das Manuscript in ein paar Tagen fertig sein wird.

Meine Frau grüßt Sie herzlich; Ihr alter und ergebener Freund

Th. Storm.

Die in diesem Brief erwähnte „kleine, ungefähr fertige Arbeit“ ist die tragisch endende Novelle „Es waren zwei Königskinder“, die zuerst unter dem Titel „Marx“ [der Hauptperson] in der Zeitschrift „Vom Fels zum Meer“ 1884/85, Bd. 1 Seite 256 bis 269 erschien. Die Skizzen zu sämtlichen in schwäbischem Dialekt ausgeführten Gesprächen legte Storm diesem Briefe zur Begutachtung und Verbesserung bei. Eine Veröffentlichung an dieser Stelle erübrigt sich, da sie nicht bedeutungsvoll sind. Sie bekunden nur, daß Storm das Charakteristische des schwäbischen Dialekts nicht beherrschte.

44.—45. Margarete Mörike an Storm

vom 1. und 9. September 1884 beziehen sich lediglich auf diese Stormschen Dialektskizzen, die sie einigen Sprachkennern unterbreitete. Sie schreibt: „Sie hatten in Ihrem Text viel bairischen Dialekt — nun aber ist alles echt aus der Stuttgarter Gegend.“

Aus einem Briefe Storms an Heyse vom 19. März 1888 geht auch hervor, daß nicht Frau Mörike das

Dialektische bearbeitet hat, sondern ein es „sein sollender Sachverständiger in Stuttgart". Für die Gesamtausgabe wurden diese Stellen schließlich noch einmal „purifiziert". (Heyse-Storm-Briefwechsel, Bd. II.)

---

46. Storm an Margarete Mörike

sendet mit einem Begleitbriefe, der nicht erhalten ist, seine neuesten Schöpfungen „Es waren zwei Königskinder" und die „Chronik von Grieshuus", für welche der Brief

47. Margarete Mörike an Storm

den Dank enthält neben einigen weiteren Mitteilungen zur Ehegeschichte.

Auf zwei weitere Sendungen Storms („John Riew'" und „Ein Fest auf Haderslevhuus"), ohne Begleitschreiben, folgen Dankbriefe.

48.—49. Margarete Mörike an Storm

vom 11. Oktober 1885 und 12. März 1886.

---

50. Storm an Margarete Mörike

Hademarschen-Hanerau, Schlesw.-Holst.,
16. März 1886

Verehrte Freundin!

Die Ursache meines langen Schweigens lag darin, daß ich das letzte Jahr mich mit einer Magennervenschwäche plagte, die mir nur an den Vor-

mittagen Kraft zur Arbeit ließ, an den Nachmittagen nur so viel, um das Notwendigste erledigen zu können. Jetzt aber geht es endlich wieder aufwärts, und Sie werden nächstens zu dem „Fest auf Haderslevhuus“, das inzwischen noch im Stil verbessert, auch stärker motiviert wird, noch ein neues erhalten, „Aus engen Wänden“ [erschienen unter dem Titel „Bötjer Basch“], wo eine Geschichte aus dem Leben eines kleinen Handwerksmannes erzählt ist.

In meiner Familie ist jetzt leider allerlei Kranksein. — —

Ich und meine Frau werden ein wenig alt; aber es läßt sich noch immer tragen.

Ende v. M. erhielt ich einen, den ersten, Brief von Dr. Jakob Baechtold — ich hatte ihm geschrieben, da Erich Schmidt, der ihn für einen trefflichen und tüchtigen Mann erklärt, mir gesagt hatte, ein Brief von mir würde ihn sehr erfreuen. Sie werden wissen, daß er seit langem zu einer Mörike-Biographie sammelt, „dessen besten Teil die Briefe bilden sollen,“ ich bot ihm dazu die Benutzung meiner Briefe von M. an; „die reichste und hellste Quelle,“ schreibt er, „werden die Briefe von Hartlaub bilden;“ die Briefe an Schwind und Heyse wird er auch verwenden können; nur die Familie Kurz will die ihren dazu nicht hergeben; aber der interessante Briefwechsel zwischen den beiden derzeit so weltfremden Poeten ist ja schon selbständig 1885 von Baechtold herausgegeben. [Heyse an Storm, München, den

15. Mai 1885: „Hast Du den [Hermann] Kurz-Mörike-Briefwechsel gelesen? Welche Menschen? welche Zeiten! Wie weit sind wir von diesem idyllischen Frieden zweier Poeten verschlagen, und nur einzelne Glückliche i. e. Standhafte, wie Euer Liebden, haben sich einen Hauch davon gerettet!"] So wäre denn Aussicht, noch ein zusammenhängendes Buch über Mörike mit einem großen Teil seiner Korrespondenz zu erleben; und ich möchte Sie, verehrte Freundin, bitten, mit dem, was Sie etwa beisteuern können, an Bericht und Briefschaft, nicht zurückzuhalten. Dr. Baechtolds Wohnort ist Fluntern-Zürich; Straße usw. ist nicht nötig. Doch hat er wohl schon selbst an Sie geschrieben.

Ich schließe für heute, schicke aber in drei Wochen Ihnen mein „Aus engen Wänden". Möge der Frühling — komme bald! — Ihnen und uns allen das Herz verjüngen! Die Meinen, so weit ich sie hier habe, grüßen freundlichst.

Ihr alter Freund Th. Storm.

51. Margarete Mörike an Storm

ist nicht erhalten.

52. Storm an Margarete Mörike

Hademarschen, 25. September 1886

Sie hätten am Ende denken können, liebe und verehrte Frau Mörike, daß ich Ihnen gar gänzlich

ausbleiben würde; es war nur, ich wollte nicht mit leerer Hand kommen, und das beigehende „Aus engen Wänden“, das unter kleinen Leuten — Schauplatz Husum — spielt, hat bis zum ersten Heft des neuen Jahrgangs im Pult der Redaktion geruht. Mögen Sie auch ihm einige Teilnahme entgegenbringen?

Von uns ist leider nicht viel Fröhliches zu melden; es ist ein Jahr voll langwieriger Krankheitszustände.

Hans wünscht nach Hause, sobald er noch einmal reisen kann; — es wird wohl nur sein, um hier zu sterben. Ob die Reise bei dem anrückenden Winter möglich sein wird, weiß ich nicht.

Bei Ernst ist im Frühling zu seinem Mädel auch unser Stammhalter, der erste Urenkel meines Vaters, angelangt. „Ihm Deinen Poetennamen zu geben,“ schrieb mir Ernst, „das wollte ich ihm doch nicht antun.“ Und so ist er nach seinen beiden Großvätern „Hans Adolf“ getauft; den Namen Hans trage auch ich und alle Erstgeborenen des Storm-Geschlechts.

Lassen Sie nun mich, liebe Frau, gelegentlich Gutes von Ihnen und den Ihrigen hören; Ihre Familie ist ja nicht groß wie die meinige, und Sie haben Ihr Leid ja schon gehabt; ich verlor bis jetzt kein Kind.

Noch eine Frage möchte ich tun: bei Ihnen in Stuttgart damals sah ich ein so schönes Knabenbild von Ihrem Eduard, ich meine in Bleistift.

Ich wüßte gern, ob und wo dasselbe jetzt existiert. Sollte Baechtold mit Herausgabe der Briefe zustande kommen, — es wird ihm leider nicht bereitwillig genug geholfen, — so müßte dies Knabenbild und das Bild des reifen Mannes die Herausgabe begleiten. Eventuell möchte ich bitten, wenn Sie es besitzen, für mich ein Halbdutzend Bilder in Miniaturformat davon photographieren zu lassen und den Photographen zu ersuchen, nachdem Sie sich das Beste davon ausgesucht, mir die übrigen fünf Abdrücke unter Nachnahme zu schicken.

Meine Frau und ich grüßen Sie freundlich. Die zweite auch unter „kleinen Leuten" spielende Novelle, von der der Anfang in K. E. Franzos neuer Zeitschrift gedruckt ist, hoffe ich Ihnen ganz im Januar oder Februar 87 schicken zu können. [Die Novelle „Ein Doppelgänger" in der Zeitschrift „Deutsche Dichtung".]

Und nun grüßen Sie auch freundlich Frau Fanny von mir!

Wie immer

Ihr Theodor Storm.

---

53. Margarete Mörike an Storm

Mergentheim, den 26. Oktober 1886

Von Herrn Baechtold weiß ich gar nichts seit Jahr und Tag, d. h. nicht einmal mehr durch Clara, meine Schwägerin; — wer wäre es denn, der von ihm angesprochen, nicht bereitwillig ihm zum Werk helfe?

Um Eduards willen ist es freilich schade, daß Herr Baechtold nicht den richtigen Weg zu mir finden konnte und gefunden hat, durch anderer Menschen Wirken; — meine eigene Scheue wäre eher zu überwinden gewesen als die Zwischenpersonen. Nun ist's eben so geworden, wie es ist — ich bin alt und stumpf geworden — mir deucht, ich sei niemals in so engen Beziehungen zu Eduard Mörike gestanden — und doch, wie viel besitze ich noch von seiner Hand, wo ich denken muß, was wird damit sein, wenn ich gestorben bin? für Niemand wird es mehr einen Wert haben, was ich als Schatz verwahrte! O, es wird gut sein, wenn mit dem Leben auch einmal verschwindet und aufhören wird das Chaos der Empfindungen und Gedanken, in welchen ich, trotz aller Abwehr, doch oft umherirre! Verzeihen Sie diesen eigentlich unerlaubten Schlußsatz des Briefes.

---

54. Storm an Margarete Mörike

Hademarschen, 6. November 1886

(Diktat.)

Liebe Frau Mörike! Es ist noch etwas Krankheit mehr hinzugekommen, gestern vor fünf Wochen hat mich eine Rippenfellentzündung aufs Bett geworfen und obgleich ich dem bösen Thanatos entronnen bin, so liege ich doch noch arbeitsunfähig im Bett und Sie erhalten diesen Brief auf mein Diktat.

Hans lebt auch noch, sein Bruder, der Amtsrichter Ernst, ist kürzlich bei ihm in Wörth am Main gewesen, hat ihn aber nur soweit transportfähig gefunden, daß er ihn in das Städtische Krankenhaus nach Aschaffenburg bringen konnte, wo er in einem netten Zimmer, unter barmherzigen Schwestern, gut untergebracht ist. Nach Ernst's Aussage ist Hans heiter und voll großer Pläne für sein künftiges Leben; die Ärzte aber geben ihm nur noch eine Lebensfrist von etwa einem Monat; das wäre dann noch vor Weihnachten. Es ist das erste Kind, das ich verliere. —

Eine außerordentliche Freude haben Sie mir mit der Aussicht auf eine Photographie von Mörikes Knabenbild, der kleinen Bleistiftzeichnung, gemacht, deren Besitz ich mir so viele Jahre hindurch gewünscht habe. Ich danke Ihnen recht sehr dafür. Von Eichendorffs Enkelin erhielt ich in ähnlicher Weise ein Jugendbild ihres Großvaters aus seiner Studentenzeit, dergleichen sind meine liebsten Besitztümer.

Die beifolgende Photographie von mir ist im Sommer dieses Jahrs gemacht; im September 1817 bin ich geboren.

[Storm selbst:] So weit die Schrift meines Kindes, verehrte Frau; nun komme ich noch selbst mit einem bittenden Wort: ich meine die Angelegenheit mit Dr. Baechtold. Ihre Empfindungen — haben Sie Dank für das Vertrauen, daß Sie gegen mich ausgesprochen — sind mir freilich verständlich;

aber — gelten lassen dürfen sie dieselben doch nur für den ersten Augenblick! Das ist ja nicht Claras, nicht Ihre Sache, sondern es handelt sich darum, daß Mörike sein Recht bekomme, die Sache des teuren Toten ist es und wenn Sie wollen die Sache der deutschen Literatur. Der Weg, auf dem diese Dinge erhalten werden, der hat ja gar nichts zu bedeuten, sehr viel, ja ungeheuer viel, daß es nicht versäumt werde. Ich möchte Sie bitten, bei dem, was Ihnen heilig ist, sich ruhig und — mit Ihren Gedanken weit weg von Clara — darüber zu bedenken. Aber ich darf nicht weiter schreiben.

Ihr alter Freund

Th. Storm.

---

55. Margarete Mörike an Storm

Mergentheim, den 9. November 1886

Sie hatte die falsche Nachricht erhalten, daß Storm gestorben sei, welche durch den Brief Storms berichtigt ward:

„Wie stritt es da in mir: ob es wirklich wahr sei, daß ich meinen besten, ja einzigen Freund fürs Leben verloren habe — oder ob hier eine Täuschung möglich wäre ....

Ach, wie oft habe ich mir schon gewünscht: nur ein einziges Mal Ihnen gegenüber zu stehen — Ihnen Alles zu sagen — Ihren treuen Rat entgegen zu nehmen; was wäre dies längst schon für

des lieben Eduards Sache fördernd gewesen, und hätte mir Ruhe und Frieden gebracht; wie schwer ist es für eine einfache, wortarme Frau, gerade da, brieflich was zu tun!"

In sehr langer Ausführung wird die Angelegenheit mit Baechtold fortgeführt mit vielen Nebengedanken auf die familiären Verhältnisse.

Als Nachschrift: „Haben Sie mir nicht früher einmal etwas über Schwinds Briefe geschrieben? Diese habe ich noch glücklich aus dem Schiffbruch gerettet; ob sie aber veröffentlicht werden dürften? Die Familie lebt noch und Frau von Schwind ist sehr zurückhaltend, auch kommt viel Persönliches darin, aber kostbar! ich wollte, Sie könnten und würden sie lesen. Von Strauß ist auch ein Päckchen da — werden aber auch verhängnisvoll sein! Vischer gab ich die Seinigen zurück. Würde Herr Baechtold doch einmal nach Mergentheim kommen, würde ich ihm natürlich alles vorlegen. Auch das, was ich vereinzelt vorgefunden an Briefen von Persönlichkeiten."

56. Margarete Mörike an Storm

vom 7. Januar 1887 kurzer erkundigender Brief mit der Mitteilung: „Von Herrn Baechtold bekam ich im Dezember einen Brief."

Weitere Briefe von Margarete Mörike sind nicht erhalten.

57. Storm an Margarete Mörike

(Diktat.)

Hademarschen, 9. Januar 1887

Meine liebe Freundin. Mit Beantwortung Ihres letzten Schreibens war ich wieder rückfällig und fiel aus einer Krankheit in die andre, hatte drei Ärzte, ging mehrere Male am Abgrund des Todes dicht vorbei. Weihnachtsabend, wo außer Gertrud und Dodo nur Karl zu Hause, Lucie bei meiner Pastorin Lisbeth, der Altersgenossin Ihrer Fanny, war ich aufgestanden. Bald darauf wurde es wieder schlimmer und heute, wo ich es wesentlich mit einer Dickdarmgeschwulst zu tun habe, kann ich es wohl wagen, wieder ein Brieflein zu diktieren. Nachdem mein Ernst bald nach seinem Hiersein auf zehn Tage mit Hans in Aschaffenburg (Städtisches Krankenhaus) gewesen, ist mein armer Junge dort sanft mit freundlichem Antlitz entschlafen. — Er ist in der letzten Zeit recht heiter gewesen, dortige Ärzte haben ihn besucht, und er hat den Ruf eines besonders ingeniösen und den Armen hilfreichen Arztes hinterlassen.

Ich habe hier zum ersten Mal ein Kind, und schwer verloren, war aber so krank, daß ich kein Zeichen von mir geben konnte; auch heute noch muß ich Sie bitten, meine hoffentlich noch folgende Gesundheit abzuwarten; ich wollte Ihnen sogleich schon schreiben, daß Ihre scheinbare Furcht, das Intimste

mit Mörike herzugeben, nur außen vorzuliegen scheint. Aber freilich die genannten Briefwechsel, etwaige Tagebuchblätter und dergleichen dürften kaum verborgen bleiben, doch davon hoffentlich einige Wochen später. Für die Mörikeschen Knabenbilder — das war mir leid, daß ich den Dank nicht mit einem Wort an Sie loswerden konnte: sie sind beide überaus schön, der Knabe und das Bild und es soll mir meine paar Lebensjahre wie ein Heiligtum sein. Meine Frau und die beiden Haustöchter grüßen freundlich und freuen sich, daß es mir besser geht.

[Storm selbst:]

Sorgen Sie, liebe Frau, daß recht ein Biß'chen bei der Sache herauskommt; das wär' mir große Freude.

Ihr

Th. Storm.

Beilage:

Verehrte Frau Mörike! Vater hat mir den Brief an Sie diktiert und so möchte auch ich Ihnen einen freundlichen Gruß senden. Vater erzählt mir eben, daß ich die kleinen Schühchen von Ihrer Fanny als Kind getragen. Als der Tod unsres lieben Bruders erfolgte, lag mein Vater schwerkrank und so ist es versäumt, Ihnen, verehrte Frau, eine Todesnachricht zu schicken. Seit 14 Tagen bin ich zur Pflege meines lieben Vaters hier und haben wir in den letzten Tagen alle wieder frohe Hoffnung gefaßt.

Mit einem freundlichen Gruß

Ihre

Lisbeth Haase.

58. Storm an Margarete Mörike

Hademarschen, 1. Juni 1888

Liebe verehrte Frau! Sie könnten denken, ich gedächte nicht mehr Ihrer, und freilich hätte ich Ihnen schon seit Anfang vorigen Monats den „Schimmelreiter", den Sie hier erhalten, schicken können. Aber ich vergesse Ihrer und Mörikes Witwe nicht; es ist, leider, ganz anders: das zweite Jahr nach meiner schweren Krankheit scheint mich statt hinauf, nur tiefer hinab zu führen; ich kann mich nicht mehr zurechtleben. Eine außerordentlichste Verdauungsschwäche ist seit Anfang März, wo ich den „Schimmelreiter" vollendet hatte, immer mehr aufgetreten, deren Folgen mir stete schlaflose Nächte bereiten und mich so heruntergebracht haben, daß ich total arbeitsunfähig bin, und ein Brieflein, wie dies, nur selten von mir geleistet werden kann. Ich weiß wohl, es führt noch nicht zum letzten Ende und hoffe auf etwas Sommerwärme, die noch immer nicht kommen will, wenngleich es in meinem großen Garten blüht und grünt und unablässig vom Gesang des Schwarzplättchens und des Gartenlaubsängers klingt.

Aus meiner Familie kann ich insofern Gutes melden, als, wie ich vielleicht schon erzählte, mein trefflicher Ernst seit Mai v. J. seine Amtsrichterstelle in Nordschleswig aufgegeben hat und Rechtsanwalt und Notar in der alten Vaterstadt Husum

ist. Sie sahen ihn als Studenten ja mehrmals bei sich und entsinnen sich vielleicht noch seines edlen und lieben Antlitzes. Er hat schon ein bedeutendes Ansehen dort, das Vertrauen der Menschen kommt ihm in Fülle entgegen und mit Recht. Pfingsten war er mit Frau und zwei Kindern bei uns, lauter liebe Menschen. — Unsre Ebbe ist noch in Weimar und studiert Musik. Mit den Übrigen ist keine Veränderung vorgegangen; sie sind noch an ihren alten Plätzen. Meine Frau Pastorin Lisbeth im Kirchdorf Grube hat immer nur noch ihr einzig Töchterlein; im Übrigen geht's ihr trefflich.

Und nun, meine liebe Freundin, muß ich für diesmal schließen; der „Schimmelreiter", dies Altersprodukt, hat mir von meinen Freunden Paul Heyse und Erich Schmidt die begeistertsten Zurufe eingetragen, möge er auch Ihnen etwas abgewinnen.

Frau und Töchter legen freundliche Grüße an Sie und die Ihrigen ein. Wie immer,

Ihr alter Freund

Theodor Storm.

Am 4. Juli 1888 starb Theodor Storm.

---

59. Dorothea Storm an Margarete Mörike

Hademarschen, 21. August 1888

Liebe verehrte Frau Mörike! Ich danke Ihnen herzlich für Ihre teilnehmenden Worte bei unserm unersetzlichen Verlust; was haben wir verloren, wie sollen wir weiterleben ohne ihn! — Welche Fülle von Freundlichkeit und Liebe gab er uns, welche Stütze, welchen Halt habe ich verloren und doch darf ich nicht klagen, habe ich ja das ungetrübte Glück 23 Jahre gehabt an seiner Seite, an seinem Herzen zu leben; wie war das schön! — Nun ist alles, alles dahin. — — Aber bei diesem furchtbaren Leiden, Magenkrebs — war ja nicht um längeres Leben zu bitten, die Leiden wären ja immer größer geworden. Mein geliebter Mann hatte aber trotzdem nicht das Gefühl, daß es mit dem Leben zu Ende ging, er hing mit ganzer Freude noch daran und machte Pläne für dieses und das nächste Jahr. Da trat im April ein Schwächezustand ein, er magerte sehr ab, verlor auch den Appetit und konnte auch nichts vertragen; die Ärzte wußten wohl, wie es stand, versuchten allerlei, wohl nur, um meinen armen lieben Mann zu trösten, so wurde es immer ein wenig schlechter. Er ging freilich umher, aber das Gehen wurde ihm doch schwer. Am ersten Juli blieb er zuerst oben in seinem Arbeitszimmer, und kam auch nicht wieder herunter; am Montag fand der Arzt ihn verändert und beredete ihn, im Bett



Dorothea Storm, geb. Jensen
etwa 1890

zu bleiben, was er gar nicht gern wollte; den Tag lasen wir ihm noch vor und begrüßte er unsern Karl noch abends, der nach Hause kam. Dienstag Morgen sagte der Arzt, wir müßten die Kinder kommen lassen, liebe Frau Mörike, es war mein Todesurteil, wie furchtbar, wie unfaßbar das Wort: es geht zu Ende! Es trat eine Lähmung der rechten Hand ein und mittags, als ich an seinem Bett saß, verlangte er Bleifeder und Papier — ich brachte es ihm, wußte aber, daß die rechte Hand keinen Stift mehr führen konnte, ich bat, mir es zu sagen, da sahe er mich an, drückte meine Hand und sagte: „Meine süße Frau.“ Gedanken — Gedanken — Gedanken —. Da trat eine Lähmung der Zunge ein und sein geliebter Mund war für immer geschlossen. Wie war das schwer, bei voller Besinnung 1½ Tage zu liegen und kein Wort uns sagen zu können, wir bemühten uns, ihm alles aus den Augen abzulesen, versprachen ihm alles und suchten seine Augen, seine lieben, schönen, guten Augen aus bis zuletzt. Nachher trat ein Lungenschlag hinzu und machte seinem Leben ein Ende. Der letzte Augenblick war ruhig und sanft, er sahe uns noch einmal an, als wollte er sagen: „nun gehe ich von Euch,“ dann wurde es still und das liebste, edelste, beste Herz der Welt stand still. Lassen Sie mich aufhören, liebste Frau, das Schreiben ist noch so schwer, lassen Sie uns aber treu zusammen halten über meines Mannes Grab hinaus, er würde sich gewiß

darüber freuen; stets werde ich mich freuen, von Ihnen zu hören, und auch Sie sollen teilnehmen an fernerem Leid und Freud in unserer Familie. Die Kinder und ich grüßen Sie herzlich.

Ihre tieftrauernde

Do Storm.

60. Dorothea Storm an Margarete Mörike

Kiel, 15. Dezember 1888

Liebe verehrte Frau Doktor! Wie lange wollte ich Ihnen schon schreiben; wenn Sie erst wissen, was alles dazwischenliegt, werden Sie mich entschuldigen. Die Überschrift „Kiel" wird Ihnen sagen, daß wir unser Hademarschen verlassen und nach Kiel gezogen. Es hat sich alles so rasch gemacht, daß wir kaum zur Besinnung kamen. Aber schwer war's, sehr schwer; Garten und Haus hatten zu viele schöne Erinnerungen, aber es war ja meines geliebten Mannes Wille, daß wir das große Gewese nach seinem Tode nicht behalten sollten, nun konnte ich es auf 5 bis 6 Jahre vermieten und nach dortigen Verhältnissen sehr gut und so mußte ich mich rasch entschließen. Es wird mir noch sehr schwer, mich an meine Verhältnisse zu gewöhnen, so allein herauszutreten ins Leben, aber was sein muß und für die Kinder gut ist, muß man tun. Das schöne Weihnachtsfest, was für uns immer durch meinen geliebten Mann so schön war, steht nun vor der Tür und

mit Trauer und Wehmut vermissen wir ihn doppelt; wie verstand er es, durch kleine Überraschungen und Heimlichkeiten das Fest so schön zu machen, seine strahlenden Augen, wenn der Baum brannte, waren das Schönste am ganzen Abend, nun werden wir sie nie mehr sehen. Sie kennen es ja auch, liebe Frau Mörike, wie ist eine Frau ohne ihren geliebten Mann eigentlich vernichtet fürs Leben; es kommen doch Tage und Stunden, wo man es gar nicht ertragen kann, und doch muß man es ja, der liebe Gott wird mir wohl auch helfen. Meine beiden jüngsten Töchter und ich gehen zu einem Sohn, dem Rechtsanwalt, nach Husum; er meint, die glücklichen Kinderaugen würden uns den Abend erleichtern. Das mag wohl sein, und wir wollen es versuchen. Wie hat unser Geschick, liebe Frau Mörike, doch viel Ähnlichkeit miteinander. 23 Jahre an der Seite eines solchen Mannes zu stehen, wie Ihr lieber verstorbener und der meine war, ist ja ein besonderes Glück, wofür man ja dankbar sein muß; das Vermissen ist aber ja viel schwerer, es war zu schön. Ich freue mich Weihnachten am meisten darauf, an die Gruft meines geliebten Toten täglich treten zu können und dort seiner gedenken. Unserm Ernst geht es gut. Er hat in Husum unendlich viel zu tun und ist dort ein angesehener Rechtsanwalt und Notar. Daß wir uns einmal im Leben sehen, hält wohl schwer, liebe Frau Doktor, aber treu wollen wir das letzte Stück Weg zusammenhalten im An-

denken unserer lieben Verstorbenen. Daß mein Sohn Herrn Baechtold nach Zürich nicht geantwortet hat, tut mir unendlich leid, er hat eben zu viel zu tun, ich habe dadurch auch nicht genug von ihm. Nun wünsche ich Ihnen und den lieben Ihrigen vergnügte Weihnachten, die Kinder grüßen herzlich; mein Bild lege ich Ihnen bei und freue mich, an der Seite meines Mannes eingefügt zu werden.

Von ganzem Herzen

Ihre

Do Storm

Register

In diesem Verzeichnis sind nur die Namen angeführt, deren in den Briefen weitläufiger Erwähnung getan wird; ebenso werden auch nur die Werke, die im Zusammenhang wichtig sind, hier genannt. Unbedeutende Erwähnungen sind auch bei angeführten Namen weggeblieben.